M. XX. 92.

Bg.
o
591 a

Ex libris Fr. Walteri Bambgf.

L. A. Seneca

der

Sittenlehrer,

nach dem Character seines Lebens und seiner Schriften entworfen

von

F. Nüscheler, Professor.

Erstes Bändgen.

Zürich,
Bey Joh. Caspar Füeßly. 1783.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Innhalt
der wichtigsten Sachen.

Seite.

Ungleiche Urtheile über die Uebersezung der alten Schriftsteller. 1.

Was hierinn zu leisten unmöglich. 2.

Was möglich, weil es wirklich. 3.

Nicht zu verkennende Vortheile und Vorzüge der Uebersetzung der Alten ungeachtet des Mißbrauchs und des patriotischen Geschreys wegen Uebersetzungsfabriken. 5.

Das Edle und die Würde dieser Beschäftigung nach einer Stelle des Johann Clericus in der Vorrede zu seiner Uebersetzung des neuen Testaments 7.

Was die aus dem Zeitalter des Seneca übersetzten Römischen Schriftsteller den Deutschen empfehlen sollte. 11.

Vorwurf wegen der Abnahme des gu-

S.

ten Geschmacks. 13.

Fehler der Schreibart bey Seneca. 14.

Vorzüge seines Innhalts verglichen mit Cicero. 14. 15.

Urtheil des Mich. Montagnes von beyden. 16.

Verwahrung des Uebersetzers gegen übertriebene, pedantische Bewunderer des Cicero. 17. 18.

Gewöhnliche Ursache, die man von Seneca's verdorbenem Geschmack angiebt. 19.

Die wahre aus seinem eignen Brief an Lucilius dem 114ten. 20.

Enge Verbindung zwischen dem Genie und dem Gemüthscharacter. 22.

Mecänas hatte lange schon diesen Ton angegeben. 22. 24.

Man merke sich die stuffenweis gehende Ausbreitung des Luxus. 24.

Grosse Männer breiten oft ohne ihre Absicht Fehler aus. 27.

Noch eine andre Stelle hierüber aus dem 115ten Brief. 32.

Eine

S.
Eine von Seneca dem Vater. 33.
Schilderung der Jugend zu Rom. 34.
Character des Redner Montanus. 37.
Beurtheilung dessen, was Sueton und Quintilian zum Nachtheil des Seneca's sagen. 38.
Fernere Rechtfertigung oder Entschuldigung. 39.
Character der Helvia, seiner Mutter, in Vergleichung mit den Römerinnen. 43.
Seine Lehrer Demetrius. 44.
Attalus und Socion. Verschiedene Character der Schüler. 46.
Wirkung der Moral auf unverdorbene junge Gemüther. 52.
Socion, ein Pythagoräer, entwöhnt ihn vom Fleischessen. 55.
Sein Vater unterrichtet ihn in der Beredtsamkeit. 61.
Seneca ist ein Eklektiker. 62.
Seneca's erste Versuche in der Wohlredenheit erregen gefährliche Eifersucht. 63.
Seneca wird Quästor. 64.
—— wird wegen Julia angeklagt. 66.

S.
Verdächtigkeit dieser Anklage. 67.
Geschichte der Messalina und Mnesters. 69.
— — des Valerius Asiaticus. Ebend.
Seneca in der Verbannung. 75.
—— Verschiedener Zustand daselbst. 76.
—— wird von Messalinen zurück berufen. 79.
—— wird Lehrer des Nero. Ebend.
—— — — nebst dem Burrhus. 83.
Reden des Nero. Ebend.
— — — — zum Andenken des Claudius. 86.
— — — — beym Antritt der Regierung. 87.
Nero entspricht dieser Rede. 88.
Ein Zug seiner gnädigen Gesinnung. 89.
Gemüthszustand eines gütigen Beherrschers. 92.
Mittel, wodurch Seneca suchte seinen Zögling beym Guten fest zu halten. 100.
Andre Vorwürfe, die Seneca gemacht werden, wegen seines mit seinen Grundsätzen nicht überinstimmenden Lebenswandels, wegen seines grossen

S.
Reichthums 102.
Beantwortet. 104.
Gebrauch, den Seneca von seinem Reichthum gemacht. 118.

Von der Vorsehung.

Diese Abhandlung ist unter dem Claudius, gerade nach der Wiederkunft aus der Verbannung geschrieben.

Zuerst zeigt er sie kurz aus der Bewegung, Ordnung und Gleichförmigkeit des Weltalls. 123.
Hernach untersucht er die Frage, warum, wann eine göttliche Vorsehung ist, den Guten in der Welt Böses begegne. 125.
Gott liebet die Guten und prüft sie. 126.
Es kommt den Guten nichts böse vor. 127.
Sie werden dadurch geübt. 168.
Gott ergötzt sich gleichsam an dem muthigen Kampf der Tugendhaften.
Jener groß ausgedrückte Gedanke. 130.
1stens, ist was man böse nennt, den Tugendhaften selbst nützlich. 133.
Schöner Gedanke des Demetrius. 134.

S.
Rutilius und Sylla's Greuel. 137
Vergleichung des Regulus und Mecänas. 138.
Uebel sind eine Uebung der Standhaftigkeit. 143.
Der Wohlstand verzärtelt die Menschen. 144.
Geduld lehrt die Uebel verachten. 148.
2tens, ist es den Menschen überhaupt vortheilhaft, wann die Menschen Böses leiden. 150.
Die Menschen lernen dadurch die wahren Güter kennen. 150.
Muthvolle Rede des Demetrius. Zum Beweis, daß 3tens, die Guten freywillig leiden. 152.
4tens, weil sie überzeugt sind, daß alles nach einer unveränderlichen Ordnung geschiehet. 153.
Nochmals bewiesen, daß den Guten nichts Böses begegne. 157.
Gott redet die Guten an. 158.
Der Ausgang stehet immer offen. 160.

Von

S.

Von der Gemüthsruhe.

Geschrieben nachdem Seneca an den Hof kam. 162.
Beschreibung seines wankenden Gemüthszustandes, voll Unruhe. 162.
Blödigkeit seiner guten Gesinnungen. 169.
Beschreibung der Gemüthsruhe. 171. 72.
Man soll die Unruhen des Gemüths fliehen; verschiedene Arten derselben. 173.
Durch öffentliche Geschäfte. 175.
Durch Thätigkeit überhaupt. 177.
Durch Privatbeschäftigung. 181.
Doch nicht in gänzlicher Abgezogenheit von der Welt. 183.
Beschäftigung eines Patrioten in einem von seinen Nachbarn unterdrückten Freystaate. 188.
Bey den Geschäften aber müssen wir auf uns selbst, und unsre Kräfte sehen. 190.
Hernach auf die Natur der Geschäfte. 191.
Auf die Menschen, mit denen wir umzugehen haben. 192.
S. 193. hängt der Vortrag nicht ganz

S.

zusammen, wo er zeigt, was Freundschaft zur Gemüthsruhe beytrage und wie sie beschaffen seyn müsse.

Vom Reichthum in Absicht auf die Gemüthsruhe. 195.

Vom Lüxe. 199.

Ueppigkeit in Büchersammlnngen. 201.

Eine beschwerliche Lebensart wird durch die Gewohnheit leicht. 203.

Und durch einen Blick auf andre Menschen. 204.

Die Begierde muß nicht auf entfernte Gegenstände gehen. 205.

Der Weise ist über das Glück erhoben. 207.

Merkwürdiger Fall des Pompejus, den Caligula in seinen Pallast nahm, damit er ihn erben könnte. 213.

Man muß sich nicht mit überflüßigen 214.

nicht mit fremden Dingen beschäftigen. 215.

Nicht mit zu vielen Dingen. 218.

Eine biegsame Gemüthsart annehmen. 219.

Philosophische Heiterkeit des Geistes bey Canus Julius. Fast ohne Beyspiel. 220.

Man

S.

Man muß die menschlichen Laster und Fehler von der lächerlichen Seite ansehen. 223.

Verstellung meiden. 226. 228.

Sich das unglückliche Ende guter Menschen nicht irre machen lassen. 226.

Umgang mit Menschen und Einsamkeit müssen abwechseln. 229.

Man muß sich bisweilen muntre Freuden gönnen. 230.

Doch nicht zu oft. 234.

Dreyzehnter Brief an den Lucilius.

Seneca bewafnet ihn gegen die Furcht vor künftigen Zufällen. 236.

Ein und dreyßigster Brief.

Man soll die Wünsche und Urtheile des Pöbels verachten; das wahre und bleibende Gut kennen lernen. 246.

Neun und dreyßigster Brief.

Etwas von Auszügen und Abhandlungen. Von der Erhabenheit des Geistes, und der Sklaverey der Lüste. 252.

S.

Ein und vierzigster Brief.

Das Göttliche im Menschen, würdig unsrer Ehrfurcht und Bestrebens. 255.

Der hundert und fünfte Brief.

Anleitung um mit Sicherheit zu leben. 260.

Der hundert und drey und zwanzigste Brief.

Man muß sich gewöhnen, seine Bedürfnisse mit wenigem zu stillen und Bequemlichkeiten entbehren zu können. Auch Reichen kann dies nützlich seyn: sich nicht nach dem Beyspiel andrer richten, noch Vergnügungen zu Bedürfnissen machen. 264.

Urtheil Herrn Schrökhs über Seneca. 274.

Zwo Anmerkungen darüber. 278.

Urtheil St. Evremonts über seine Sittenlehre. 280.

Erinnerungen über dies Urtheil. 286.

Etwas von der stoischen Philosophie. 287.

Von der Aehnlichkeit derselben mit der christlichen Offenbarung. 289.

S.
Durch Beyspiele aus beyden gezeiget. 290.
Versuch diese Aehnlichkeit zu erklären. 297.
Ein Gedanke von Alex. Gottlieb Baumgarten. 298.
Bekanntschaft Seneca's mit Paulus und dem Christenthum. 299.
Erzählung des Diacon Euthalius. 300.
Etwas vom Selbstmord. 302.

Einige nothwendig zu verbessernde Druckfehler.

Seite.	Lin.	anstatt	lies.
91.	20.	fruchtbar	furchtbar.
92.	22.	von Zeit	von Zeit zu Zeit.
95.	17.	seltesten	seltensten.

Einen Schriftsteller des Alterthums in unsern Tagen zu übersetzen, ist eine Sache, die so ungleichen Urtheilen ausgesetzt ist, daß man so etwas fast nicht unternehmen darf, ohne sich selber, ohne dem Publikum von dem Werth oder Unwerth eines solchen Versuchs Rechenschaft zu geben.

Auf der einen Seite wird die Uebersetzung der alten Griechen und Römer, als das beste Mittel, den deutschen Geist zu erhöhen und zu vervollkommnen, demselben die beste Bildung zu geben, damit er dereinst in claßischen Originalwerken neben andern Nazionen in unsterblichem Glanze bey der spätesten Nachwelt schimmern könne, empfohlen, auf der andern Seite wird sie als etwas unmögliches, oder doch etwas unnützliches, wo nicht gar verderbliches mißrathen und verworfen.

So allgemein, so entscheidend diese Urtheile auf beyden Seiten sind, werden sie auch eben so richtig bestimmt, eben so mit der Wahrheit und Erfahrung übereinstimmend befunden werden?

Daß der ganze Geist, der totale Eindruck aller Schönheiten, die ganze Stärke und der volle Nachdruck mit allen Nebenbegriffen, allen Schattierungen alter Schriftsteller in einer andern, neuern lebenden Sprache, könne ausgedrückt, könne erreicht werden, das wird niemand, der nähere Kenntniß der Sache besitzt, zu behaupten sich unterstehen, so wenig als daß ein Kupferstich mit Weiß und Schwarz den Zauber der Harmonie der Farben, den ganzen entzückenden Eindruck das feuerige Leben eines reich colorirten Gemähldes von einer schöpferischen Hand hingezaubert, ganz ausdrücken könne.

Indessen ist Kennern bekannt, wie viel grosse Kupferstecher in Absicht auf den Plan, die Anordnung, die Zeichnung geliefert haben; sie wissen, daß Augustin Carrache die Zeichnung in den Gemählden des Paul Veronese und Gerard Audran eben so wohl die Zeichnung seiner Urbilder verbessert, und diese Mahler ihnen Dank dafür gewußt haben; und wer auf die Vollkommenheit und Grösse der Kunst sein Augenmerk richtet, wird ihnen diesen Fehler gegen die Treue eines Copisten gerne verziehen; und eben so glaube ich, daß die geschmackvollen Alten einem heutigen

Ue-

Uebersetzer, der etwa einen glücklichern Ausdruck oder Wendung ihnen an einer schwächern Stelle leihet, wo sie ihm die heutige Sprache gleichsam aufdringt, gerne zu gut halten; um so viel mehr, da es ihm an so mancher Stelle unmöglich fällt, alle die Schönheiten, die er in seinem Urbild erblickt und empfindet, zu erreichen; der Vorwurf des Verschönerns kann ihn auch nicht treffen, weil er im Ganzen bey aller Treue noch oft genug dahinten bleibt und dahinten bleiben muß.

Wann aber auch ganze Schriftsteller nicht sollten nach Würdigkeit übersetzt werden können, so kann das doch Stellenweise, wo der Uebersetzer von der Natur und dem nöthigen Geschicke darzu einigermassen begünstiget ist, geschehen, und ich glaube, daß davon schon mehrere Proben vorhanden sind, und bey mehrern Versuchen es ferner glücklich geschehen könne.

Trift man nicht dergleichen Stellen in den Werken der geschätztesten, geschmackvollsten und grösten Schriftsteller unter den Engländern, den Deutschen, Italienern und Franzosen an? Findet man nicht bey einer nähern Bekanntschaft mit denselben, daß sie ih-

rer Sprache und Ausdrucke den Adel, die Würde und die Stärke eben durch Nachahmung oder doch durch die Nachbildung dieser grossen Urbilder gegeben? Siehet man nicht an häufigen Stellen, daß sie dieselben bald wörtlich, bald dem Tone und Geist nach ausgedrücket haben; ich will unter mehrern nur Milton, Schaftesbury, Tasso, Pope, Boileau, Regnier nennen; Dryden, dessen Sprache von den Engländern so vorzüglich gerühmt und bewundert wird, wie viel hat er sich nicht mit Uebersetzung der Alten abgegeben? Alles Schriftsteller die einen claßischen Geist athmen, und claßische Grösse zu erreichen versprechen: Sie fanden es zuträglich, wie jeder fähige Kopf zu allen Zeiten es finden muß, sich mit diesen leuchtenden Mustern vertraut zu machen, und dies kann nicht wohl stärker und anhaltender geschehen, als wenn man übersetzt. Und da ist es ihnen, und wird so auch jedem, der von gleichem Gepräge ist, begegnet, bey eifrigem Bestreben gelungen, jene Hoheit und Zierlichkeit nahe zu erreichen, ihre eigene Sprache glücklich umzubilden, ihren Reichthum hervorzuziehen und glücklich zu vermehren, sie durch neue Wendungen zu bereichern, die so wohl gerathen,

daß man ihnen die Neuheit verzieht, oder sie gar sogleich als bekannt annimmt.

Da auch wie Seneca uns nachher zeigen wird, die Sprache ein Abdruck des Geistes und des Herzens ist, jene Schriftsteller aber gröstentheils Männer aus einer höhern Sphäre, von grossen Einsichten, von hoher und edler Denkensart, in wichtigen Geschäften und Würden, und von grossem Einflusse in ihrem Staate und in ihrem Zeitalter gewesen, so ist durch immer mehr einladende Bekanntschaft mit ihren Schriften mancher Beytrag zur Veredlung und Erhöhung des Geistes und der Gesinnungen für Schriftsteller und Leser zu erwarten, die Aufmerksamkeit auf diese reichhaltigen Quellen wird bey dem Publikum aufs neue wieder rege, mancher Jüngling, der durch mangelhaften Unterricht alles das Bittere der Vorbereitung geschmeckt, noch nicht aber zum Genusse der Schönheiten, der Nahrung für den Geist und das Herz durchgedrungen, kann durch jene, zwar schwächern Strahlen und halb entwickelte Reize sich entflammt fühlen, sich an der Quelle des Lichts und der Schönheit selber zu laben. Und erst nach vielerley Versuchen von Männern von verschiedenen Gaben, wird die ur-

theilende Nachwelt bestimmen können, was geleistet worden und was immer noch unerreichbar bleibe. Es ist auch nicht zu besorgen, daß durch die Menge der Uebersetzungen das Lesen der Alten Nachtheil leide, viel mehr ist das Gegentheil zu hoffen, da in England, das so häufige, und vielleicht die besten Uebersetzungen der Alten hat, das Lesen der claßischen Schriftsteller am häufigsten getrieben wird.

Könnte nicht die Uebersetzung der Alten, die Uebersetzung einiger schlechten oder mittelmäßiger Werke der neuern Ausländer verdrängen? Und das Lesen derselben wenigstens durch den Reitz der Neuheit von jenen die Aufmerksamkeit abziehen? — Man zeige die Schwürigkeiten bey diesem Unternehmen, aber man vergrössre sie nicht, um vielleicht dadurch manchen abzuschrecken, der bey auch fehlerhafter Uebersetzung beßre Nahrung für Verstand und Herz, als bey häufigen andern nicht übersetzten Büchern, und wo auch mancher beßre Beschäftigung gefunden, als wenn er eigene Werke geliefert, oder durch künstliche Aufputzung eines paradoxen Satzes, wie es itzt Mode ist, in der Welt Aufsehn erregt, und sich einen Namen gemacht, oder

durch

durch verächtliche oder zu strenge Behandlung der Versuche von andern, grosse Erwartung von seinen eignen Arbeiten zu erregen, und durch derley Blendwerke zu partheyischen Urtheilen zu verleiten gesucht hätte.

Um die Verachtung, womit viele auf das Geschäft eines Uebersetzers wegen der freylich häufigen übel angewandten Arbeit und wegen schlechter Auswahl herabsehen, in etwas zu vermindern, und die Würde, das Edle, das Entzückende bey dieser Arbeit, wo einiges Geschick dazu vorhanden, und der Gegenstand wohlgewählt ist, meine Leser empfinden zu lassen, und sie gleichsam auf einen höhern Gesichtspunkt aus dem Nebel der Vorurtheile und dem gewohnten Anblick des Alltäglichen zu erheben, kann ich mich nicht hinterhalten, hier eine Stelle einzurücken, die die Empfindungen von dem schönen und herzerhebenden dieser Beschäftigung, so stark ausdrücket, daß ich sie nie ohne Wärme und Rührung gelesen habe. Es ist wahr, sie redt von der Uebersetzung solcher Schriften, die in Ansehung ihres Ursprungs, ihres Innhalts, ihrer Absichten und Folgen, aber auch in Ansehung der dabey vorkommenden Schwürigkeiten die ein-

zigen ihrer Art sind; ich sehe also, was darinn beschrieben wird, als ein Ideal an, wovon aber doch jeder, der mit den edlern Werken des Alterthums auf gleiche Weise sich beschäftiget, in höherm oder niedrigerm Grade vieles empfindet.

Da ich bey der Uebersetzung des neuen Testamentes über dieses göttliche Original mehr als jemals vorher nachdachte, fühlte ich mich durch die Wichtigkeit und Schönheit der darinn enthaltenen Materien, und aller der darinn begriffenen Merkmale der Göttlichkeit mit Bewunderung und sanfter Freude erfüllet und diese Empfindungen, wovon ich durchdrungen war, verbreiteten in meinem Gemüthe ein so lebhaftes Vergnügen, daß ich mich für alle meine Bemühungen wohl belohnt glaubte. Bey jedem Blatt dankte ich der göttlichen Güte, daß sie nicht erst den grossen Tag der Belohnungen abwarten, sondern mich jtzt schon jene Güter der Ewigkeit schmecken, und in einem so lebhaften Lichte erblicken liesse, die sie einst über diejenigen ausschütten wird, die dieses himmlische Buch sich zu Nutz gemacht haben. Ich fühlte mich dadurch stark angetrieben, alle mir mögliche Mühe zu geben, um es denje-

nigen

nigen verständlicher zu machen, die dasselbe nicht genug studiert haben, oder denen die Zerstreuungen des Lebens nicht wie mir erlauben, die alten Sprachen zu studieren, oder in den heiligen oder weltlichen Alterthümern alles das aufzusuchen, was zur Beleuchtung desselben dienen kann. Da diese Beschäftigung meinen Geist von allem dem abzog, was gewöhnlich die Leidenschaften entflammt, denen wir in diesem Leben unterworfen sind, so machte mir diese Arbeit so viel vergnügte Stunden, daß ich, da sie zu Ende gieng, wünschte, sie mögte wieder anfangen, und nur alsdann aufhören, wann es dem ersten Urheber dieses Buches gefallen wird, mich dahin zu berufen, wo ich die gänzliche Erfüllung der darinn gethanen Verheissungen sehen werde. Um die Wahrheit zu gestehen, bin ich aller andern Arbeiten so überdrüßig; die der gegenwärtige Zustand menschlicher Dinge von Gelehrten oft wider ihren Willen fodert, daß mir dabey die Feder wohl tausendmahl aus der Hand fiel, und ich bey mir selbst dachte: wann wird der glückliche Tag kommen, wo wir uns mit nichts mehr beschäftigen müssen, das der Vortreflichkeit unserer Natur, die wir von Gott empfangen und

der göttlichen Verheissungen, die er uns in dem Evangelium gethan hat, unwürdig ist? Wann werden wir einmahl aufhören, die Meynungen und die Sprache der Menschen zu erforschen, und die chimärischen Gedanken der Menschen, die sie uns zurück gelassen, und die ärgerliche Geschichte ihrer Unordnungen und Verbrechen zu lesen? Wie lange werden wir die Sonne über Arbeiten auf- und niedergehen sehen, derer wir uns einst bey dem Anbruch des Lichtes, das niemals untergehen wird, schämen werden? Wann werden unsre Beschäftigungen von einer solchen Natur seyn, daß wir dieselben niemals bereuen werden? — — Man siehet in den Reden des H. Paulus gleichsam eine gedrängte Menge von Gedanken voll Ehrfurcht, Dankbarkeit und Liebe gegen Gott, und einer unaussprechlichen Liebe gegen die Menschen aus seinem Herzen hervorquillen. Man sieht aller Orten die Sprache eines Mannes, der von der Wahrheit alles dessen, was er sagt, völlig überzeugt ist, und dessen ganze Seele von der Schönheit, der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Pflichten des Christenthums ganz durchdrungen ist, und man kann mit Grund sagen, daß die feinste und voll-

vollkommenste Redekunst uns nicht auf eine vortheilhaftere und überzeugendere Art davon hätte überführen können, als der einfaltige und kunstlose Vortrag des Apostels dies wirklich thut. Man fühlt bey sich dieselben Gedanken, dieselben Bewegungen entstehen, wann man seine Briefe mit dem Geist lieset, der sie eingegeben hat. Das ist, mit einem Geist, der die Wahrheit ollen andern Dingen vorziehet, und der sich dieselben zu Nutz macht, wann es auch die den Menschen liebsten Leidenschaften und Neigungen noch so viel kosten sollte.

Nebendem muß ich noch diese Anmerkung, die meine Absicht näher betrift, beyfügen.

Unser Deutschland ist in Absicht auf Litteratur und Geschmack in manchen Gegenden und bey mancherley Gattungen der Leute für Frankreich so sehr eingenommen, und weidet sich so herzlich an alle dem, was das Gepräge von französischem Geist und Witze trägt, daß es mich schon oftmals gewundert hat, daß besonders bey dieser Uebersetzungsreichen Zeit niemand darauf gefallen ist, die Urbilder, nach denen sich die grösten schönen Geister Frankreichs bildeten, in Uebersetzungen,

Auszügen, Nachahmungen zu liefern; und welches sind diese Urbilder? Die Alten wird man sagen? Homer, Virgil, Cicero; diese nachzuahmen, mit diesen zu ringen, sie zu erreichen, zu übertreffen, dafür wollen sie freylich angesehen seyn. Aber wo mich nicht alles triegt; Styl, Wendung, Antithese; Mahlen durch kleine Züge; Haschen nach Anekdoten, um verwickelte Gordische Knotten mit einem Schwerdtstreich zu lösen; Gemählde, die immer belustigen, wo vielleicht nicht oft belehren; die schnell, wie die Bilder einer Zauberlaterne vor dem Geist vorübergehende Erzählung der Begebenheiten, und jene historischen kurzen Abrisse der Geschichte ganzer Reiche, wem lernten die Franzosen dies ab? nicht daß sie besonders in der Ausartung von dem ihrigen nicht auch noch hinzu thaten; hundert Beobachtungen triegen mich, wenn es nicht das Studieren, des jüngern Plinius, Florus, Vellejus Paterculus, Tacitus, und besonders des Seneca war!

Lebhafter wird noch meine Ueberzeugung wenn ich die neuern Schriftsteller der Franzosen ihre Schreib- und Denkensart mir vorstelle: Marmontel zeigt es ganz deutlich, daß Lucans Schönheiten seinem Geschmack

er-

erwünschter sind, als Virgils claßische ernstere Schönheiten: Diderot, Voltaire, d'Alembert könnte ich in häufigen Stellen zeigen, wie sie Gedanken, Wendung, Bilder jenen Römern abgeborgt haben; selbst Johann Jakob Rousseau, der an richtigen Gedanken und Adel der Gesinnungen und Empfindungen unter den französischen Schöndenkern uud Philosophen so weit hervorragt, wenn er seinen Discours sur le retablissement des sciences & des arts so pathetisch beschließt, scheint er etwas anders zu thun, als jene Stelle des Seneca auszudehnen? Magno impendio temporum, magna alienarum aurium molestia, laudatio hæc constat: o hominem litteratum! Simus hoc titulo rusticiore contenti: o virum bonum!

Allein Seneca, Florus, Tacitus, Plinius, sind sie nicht aus einer geringern Epoche des Geschmacks? Hat der Geist Roms nicht da ins Spitzfündigkeit, gesuchten Witz, falschen Geschmack ausgeartet? Freylich ist da nicht mehr alle die Würde, die edle Grösse, die ungekünstelte Schönheit des Cicero, Virgils und Livius. Aber dennoch haben jene Schriftsteller so wohl für den Innhalt und den Vortrag grosse ungezweifelte Vor-

Vorzüge und trefliche Eigenschaften: Konnten sie zu ihren Zeiten anders seyn? Die Regierungsform, die Gegenstände, die sie täglich umgaben, ihre ganze Lage, drängte dieselbe sie nicht auf diese Seite hin? Und wollen wir dann lieber ihre Nachahmer immer hören, als die Urbilder selber betrachten?

Seneca, es ist wahr, entfernt sich vom Natürlichen; es ist nicht der volle Strom Ciceros, der in gegründeten Perioden mit abwechselndem Numerus daher fließt; es ist nicht Ciceros gereinigter Geschmack; nicht die weise Sparsamkeit des Schmuckes. Seine kurz zerschnittenen Sätze; seine gehäufte Bildersprache; sein den Rhetor häufig verrathender Vortrag; sein oft üppiger Witz geht in das Uebertriebene. Doch sagt Quintilian, der findet zuweilen etwas Grosses, wer immer das Uebertriebene sucht; versichert uns dies nicht, ohne von dem Werth des Innhalts itzt zu reden, daß Goldkörner den Forscher belohnen werden?

Und dann der Innhalt? Der ist Stoische Philosophie; ist Sittenlehre. Stoische Philosophie, der haben wir die besten moralischen Schriften des Alterthums zu danken; Cicero's Bücher von den Pflichten, die nach

dem

dem Urtheil gepriesner Monarchen unter den Lehrbüchern der Moral so hoch stehen, sind aus Stoischen Quellen geschöpft; und keine Philosophie beschäftigte sich so sehr mit dem Menschen, seiner Bestimmung, der Führung des Lebens, dem Ziel seiner Wünsche als die Stoische: Ist es nicht die stoische Philosophie, freylich abgeändert, ausgebildet, bereichert, die mit der Epicureischen die Herrschaft über die Dogmatische Welt zu jeder Zeit theilte? Und ist Seneca unter den Römern nicht der Prosaische Schriftsteller, woraus wir stoische Weltweisheit vornehmlich können kennen lernen? Auch ist er nicht so sehr Stoiker, daß er nicht das meiste brauchbare, das die Epicureische Philosophie, besonders in Absicht auf die Sittenlehre besitzt, mit einmische; und zugegeben, die Philosophie, die Sittenlehre Cicero's, Plato's, Xenophons sey Philosophie für die Welt, für den angebaueten, erleuchteten, geschmackvollen Theil des Publikums, so ist doch Seneca, wenn er auch für diesen vieles enthält, doch besonders in seinen Briefen mehr Philosoph für den Menschen; besitzt mehr Popularphilosophie: Auch im Vortrage schon; bey vieler nützlichen brauchbarer Wahrheit herrscht mehr Einfalt; die Wahr-

heit

heit ist näher zusammengepreßt; und doch herrscht Reichthum und abwechselnde Mannigfaltigkeit darinn: Voll Feuer und Leben reißt er den Leser hin, wann er sich anstrengt und gleichsam verhärtet, und mit aller Macht darauf arbeitet, um die Tugend gegen Schwachheit, Furcht und niedrige Begierden zu bewafnen; beym Cicero aber kann man es sich nicht gänzlich verbergen, seine langen Eingänge, Erklärungen, Wortklaubereyen, nehmen oft zu viel Raum und Aufmerksamkeit weg: Das Feuer und das Mark wird durch so lange Zurüstungen gleichsam erstreckt; der Unterricht- und Wahrheit-Begierige kann den Regungen der Ungeduld oft nicht widerstehen, die ihn befallen, bis er sich zur Hauptsache, zu entscheidenden Gründen durchgearbeitet hat; wer weiser und nicht bloß gelehrter oder beredter zu werden wünscht, wer gesunde, nahrhafte Speise sucht, dem ist auch das tonvolleste Wortgepränge, das sinnreichste Gewebe von Redensarten und versteckten Schlüssen weit minder willkommen, als kurzgefaßte, nachdrücklich gesagte, triftige Gründe und Wahrheit'n; freylich weit anders ist es, wenn man Cicero als Redner, als Philolog als Nachahmer des Plato studieren will.

Aber

Aber auch da wird man sich nicht enthalten können, an Seneca die Fruchtbarkeit seiner Einbildungskraft, den Reichthum und die Energie seiner Gedanken, seine Beobachtungen und meisterhaft entworfene Gemählde aus der sittlichen Welt zu bewundern. Freylich werd' ich da schon manchem Bruder des so berühmten Ringelbergs, der mit der professionsgelehrten eigenen Bescheidenheit von sich selbst sagte; nach der Arithmetik, Astronomie und der griechischen Sprache legte ich mich mit der grösten Sorgfalt darauf zierlich Latein zu schreiben, und suchte so den höchsten Gipfel des menschlichen Ruhms zu erreichen; manchem Sohne des Cicero's nach dem Geiste, der mit dem von ihm geborgten Glanz sich brüstend, über die niedrigen Sterblichen mit akademischem Staate hoch daher wandelnd hervorragt, werd' ich gegen den Schatten Cicero's mich tief verschuldet zu haben, und zum wenigsten der Straffe werth zu seyn scheinen, die Cicero's leiblicher Sohn den armen Cestius fühlen ließ. Dieser Cestius, einige meiner Leser mögen sich vielleicht der Geschichte nicht alsobald erinnern, oder die Bequemlichkeit zu sehr lieben, um nachzuschlagen; dieser Cestius war freylich ein

schlechter Kopf, und Feind des Cicero's: nichts desto weniger bat er sich in Asien bey dem jungen Cicero oftmals zu Gast. Cicero hatte von dem grossen Genie seines Vaters nichts als den muntern Gesellschaftston: Die Natur hatte ihm einen geringen Antheil von Gedächtniß gegeben, und was er noch hatte, entzog ihm die Trunkenheit: Er fragte deswegen seinen Sklaven einige Mahle, wie der heisse, der den untersten Platz inne habe; Cestius, sagte ihm jedesmahl der Sklave, und eben so viel Mahl entfiel dem Cicero der Name: Endlich dachte er, er wolle dem Gedächtniß seines Herrn durch ein Merkmahl zu Hülfe kommen, und sagte ihm auf seine schon wiederholte Frage; es ist der Cestius; der sagt, dein Vater habe nichts gewußt; der junge Cicero ließ sogleich Geisseln herbringen, und rächte seinen Vater tüchtig an der Haut des armen Cestius; so erzählt es Seneca, der Vater und Rhetor.

Indessen bin ich auch nicht so partheyisch für Seneca, um nicht zu gestehen, daß sein Schmuck bisweilen zu reich sey, daß er seine schönen und gründlichen Gedanken oftmahls durch die Wendung, die er ihnen giebt, durch Antithesen und Wortspiele, die gewöhn-

lich

lich damit verbunden sind, verderbe, so wie durch die gesuchte Aengstlichkeit jeden Perioden durch einen witzigen Einfall oder glänzenden Gedanken zu endigen.

Allein, was war die Quelle davon, daß ein Mann, dem man sonst Geist, seltene Talente, vortrefliche Werke nicht abspricht auf diese Abwege gerathen?

Eine zu grosse Meynung von sich selbst, sagt man, Eifersucht gegen die grossen Männer, die vor ihm waren, eine heftige Begierde zu schimmern, eine neue Secte zu machen und den Ton zu geben: Er verwandelte was schön und gut war, durch Uebertreibung in Fehler. Der Schmuck, womit Cicero die Römische Beredsamkeit bereicherte, war mit sparsamer Hand und mit richtigem Geschmack ausgetheilet. Seneca verschwendete denselben ohne Maß und ohne Unterschied. Beym Cicero sind die Verzierungen, ernsthaft, männlich, majestätisch; der Schmuck einer Königin: Bey dem Seneca einer Buhlerin, die anstatt die natürlichen Schönheiten zu erhöhen, sie unter Perlen und Diamanten erstickt und den Augen entziehet.

Allein, ist dies Urtheil nicht zu strenge? Können wir auf keinem Wege, als durch die gehäßige Anschuldigung der Begierde Epoche machen zu wollen, die Entstehung seiner Schreibart erklären? Kann man es nicht, ohne seinem Herzen zu nahe zu tretten?

Cicero, zu dessen Lob man so gern ungerecht gegen andre ist, gab er anfangs nicht zu sehr in das Schimmernde, und liebte er nicht asiatiatischen Schwulst? War es nicht erst auf seiner Reise nach Athen und klein Asien, als er geschmackvollere Redner, besonders Molo, den Rhodier hörte, daß er diesen verdorbenen Geschmack, bey dem er vorher ausserordentlichen Beyfall einerndete, ablegte, und denselben nach Molo's Lehren und Muster ganz umbildete?

Hier, glaube ich, ist der Ort, den Seneca selbst reden und sich erklären zu lassen, wodurch nach seinen Begriffen die Schreibart nicht nur einzelner Personen, sondern ganzer Zeitalter gebildet werde.

" Du fragest mich, schreibet er seinem Freunde Lucilius, woher es komme, daß zu gewissen Zeiten der Vortrag verdorben

wird,

wird, und alle denkenden Köpfe einen Hang zu gewissen Fehlern bekommen, warum bald eine schwülstige Art seine Gedanken zu erklären, bald eine weichliche, wie im Gesang hinschwebende Schreibart die Oberhand bekomme. Warum zur einen Zeit eine kühne Sprache voll unglåublicher Offenheit zu einer andern Zeit aber abgebrochene Reden, voll versteckter Winke, wo man allemahl mehr errathen muß, als gesagt wird, Beyfall erhalten: Warum es ein Zeitalter gab, wo man die Freyheit durch Bilder zu reden, über alle Schranken trieb?

Es ist kein andrer Grund, als der, den man gewöhnlich davon angiebt, und der bey dem Griechen zum Sprüchwort gediehen. Die Sprache ist wie das Leben. Ein jeder redt wie er handelt, und so richtet sich auch die Schreibart nach den Sitten des Publikums. Geråth in einem Staate gute Zucht und Ordnung in Verfall, und neigt er sich zur verzårtelten Wollust, so ist allemahl die Ueppigkeit im Ausdruck ein Beweis von allgemein herrschendem Luxus; wenn man nemlich denselben nicht nur bey dem einen und andern bloß antrift, sondern er allgemein bewundert und eingeführt ist. Das

Genie und der Character hat allemahl dieselbe Farbe. Ist der Character gesund, gesetzt, ernstaft, gemäßigt, so ist das Genie rein und nüchtern: Ist jener durch Fehler verdorben, so wird dieses auch angesteckt. Ist der Gemüthscharacter matt und schläfrig, so schleppt man auch alle Glieder nach, und die Füsse bewegen sich nur träge. Ist jener weibisch, so verräth sich die Weichlichkeit schon im Gange: Ist er hitzig und auffahrend, so ist auch der Schritt schneller; wüthet das Gemüth, oder was eben so viel ist, zürnt es, so gerathen alle Bewegungen des Cörpers in Unordnung; man gehet nicht, man wird hingerissen. Wie viel mehr muß dies nicht der Geisteskraft wiederfahren, die mit dem Gemüthscharacter ganz vermengt ist, von ihm gebildet wird, unter seiner Leitung stehet, und von ihm Gesetze annihmt? Wie Mecänas gelebet, wie sein Gang beschaffen, wie verzärtelt er gewesen, wie begierig er die Augen auf sich gezogen, und wie er seine Fehler selbst zur Schau getragen, ist allzubekannt, als daß eine weitläuftige Erzählung hierüber an diesem Orte nöthig wäre. Und nun ist seine Sprache nicht eben so nachläßig, als sein Aufzug?

Sind

Sind seine Worte nicht eben so ausgezeichnet, wie sein Putz, sein Begleit, seine Wohnung, seine Gemahlin? Allerdings war er ein Mann von grossem Geiste, wenn er einen geradern Weg dabey eingeschlagen, wenn er nicht gesucht hätte unverständlich zu seyn, wenn Weichlichkeit nicht so gar in seinem Vortrage geherrscht hätte. In seiner Wohlredenheit bemerkt man die verwickelte, schwankende und ausgelassene Sprache eines Trunkenen; man siehet den Mecänas in seinem völligen Aufzuge. — Lieset man etwas von ihm, fällt da einem nicht sogleich bey, das sey eben der, der mit aufgelöstem Kleide durch die Stadt gieng? Eben der, der auf dem Richtstuhl, auf der Rednerbühne, bey jeder öffentlichen Versammlung mit dem Mantel über den Kopf geworfen, so daß beyde Ohren hervorragten, erschien, wie in dem Lustspiel flüchtige Knechte? Eben der, der als alles in den bürgerlichen Krieg in Bewegung, die ganze Stadt in Sorgen stuhnd und bewaffnet war, so auf der Strasse erschien, nemlich zween Verschnittene in seinem Begleite, die aber doch noch mehr Mann waren, als er selbst? Eben der, der tausendmahl sich verheyrathete und doch nur eine

Frau hatte? Worte, die so muthwillig geordnet, so nachläßig hingeworfen, so wider alle Gewohnheit gebraucht sind, zeugen vou Sitten, die eben so neu, verkehrt und sonderbar gewesen. Man erhebt seinen sanften Character bis zu dem Himmel; er sparte das Schwerdt, und vergoß kein Blut; nur seine Ausgelassenheit war es, worinn er die Grösse seiner Macht zeigte. Aber eben dieses Lob verdirbt die beyspiellose Weichlichkeit seiner Schreibart. Da zeigt es sich, daß er weichlich nicht gelinde war. Jene Umschweife des Vortrags, jene verworfenen Worte, jene zwar grossen, beym Schlusse aber immer entnervten Gedanken machen dies jedem augenscheinlich: sein allzugrosses Glück machte ihm das Haupt schwindeln. Ein Fehler daran oft der Mensch selbst, bisweilern aber auch sein Zeitalter Schuld hat.

Wenn der Wohlstand die Ueppigkeit einmahl weit verbreitet, da wendet man allererst mehr Sorgfalt auf den Putz des Cörpers; hernach wendet man Mühe auf das Hausgeräthe. Dann gehet die Sorgfalt auf die Häuser selbst; da müssen dieselbeu den weiten Umfang eines Landsitzes haben, da müssen die Wände von über Meer geschifftem

tem Marmor glänzen, da müssen die Decken hin und wieder mit Gold geziert seyn, da muß der Glanz des Estrichs den Decken entsprechen; nach diesem gehet Pracht und Ueppigkeit zu den Mahlzeiten über; diesen müssen Neuheit und Abänderung der gewohnten Ordnung erhöhten Reitz geben; was sonst die Mahlzeit beschloß, wird itzt zuerst aufgetragen, und was man sonst bey der Ankunft darbot, damit wird itzt beym weggehen aufgewartet.

Hat sich das Gemüth einmahl zur Gewohnheit gemacht, alles gewohnte anzueckeln, und alles, was nach der gewöhnlichen Weise ist, verächtlich zu finden, dann sucht es auch im Vortrage nur was neu ist auf; bald ruft es veralterte und ausgestorbene Ausdrücke wieder zurück, und bringt sie wieder unter die Leute, bald bildet es neue, bald giebt es unbekannten eine andre Gestalt: bald setzt man allen Schmuck in dem, was erst neulich Mode ward, in kühnen und gehäuften Bildern. Einige brechen den Sinn ab, und versprechen sich davon eine besondre Zierlichkeit, wann der Gedanke gleichsam schwebt, und sich nur durch verstohlne Winke verräth: Andre hingegen halten ihn auf, uud strecken

ihn in die Länge; andre nähern sich nicht bloß dem Fehlerhaften, — wer etwas grosses wagen will, der muß dies allemahl thun — sondern sie sind in die Fehler selbst verliebt. — So bald man also siehet, wie ein verdorbner Geschmack in der Schreibart Beyfall findet, da ist es ausser Zweifel, daß die Sitten im Verfall seyen. Die Ueppigkeit bey Gastgeboten, in Kleidern zeugen nicht stärker von der Krankheit eines Staates, als die Ausschweifungen in der Schreibart, wenn sie nemlich allgemein sind, beweisen, die Gemüther, die den Ausdrücken das Gepräge geben, liegen im Verfall darnieder.

Man verwundre sich auch nicht darüber, wenn so etwas nicht nur vom schlecht bekleideten Hauffen, sondern auch von dem Trupp im glänzenden Staatsrock mit Beyfall aufnommen wird. Die Kleidung macht hier den einzigen Unterschied, in Absicht auf Geschmack sind sie gleich.

Darüber mögte man sich stärker verwundern, wenn man siehet, wie nicht nur das was fehlerhaft ist, sondern Fehler selbst Lob erhalten. — Allein, das geschahe zu jeder Zeit. Kein grosser Kopf ward jemals bewundert, dem man nicht etwas zu gut halten

muß=

mußte: Man nehme welchen berühmten Mann, wo man immer wolle, allemahl will ich zeigen, was ihm sein Zeitalter übersehen, ja an ihm wohl bemerkt, und doch nicht sehen wollte. Manchen will ich anführen, dem seine Mängel nicht nachtheilig, dem sie gar vortheilhaft waren. Ja Männer, sage ich, von ausgebreitetestem Ruhm, und die man als Wunder zum Beyspiele darstellt. Allein, man versuche etwas an denselben zu verbessern, sie werden nicht sie selber seyn. Ihre Mängel sind so mit ihren Vorzügen vermengt, daß wenn man jene wegnihmt, sie auch diese nach sich zögen.

Neben dem hat der Vortrag keine festgesetzten Regeln; er ändert sich wie der Staat, und wie dieser niemals lange auf gleichem Fuß bleibet, so ist der Vortrag auch beständig Veränderungen unterworfen. Viele borgen ihre Ausdrücke aus einem entfernten Jahrhundert; sie reden wie die zwölf Tafeln. Gracchus und Crassus und Curio sind ihnen viel zu geschmückt, zu neumödisch; sie gehen bis in die Zeiten der Appius und Coruncanus zurück. Andre hingegen, die nichts suchen, als was gewöhnlich und geläufig ist, verfallen in's pöpelhafte. Bey beyden ist verdorbener

bener Geschmack, zwar auf verschiedene Weise, und fürwahr so gut, als wenn sie eine glänzende Sprache führten, voll Wohlklang und Poesie: Beyde vermeiden das Nothwendige, das Gewöhnliche zu gebrauchen; und so behaupte ich, fehlet der eine so gut als der andre. Jener hascht nach übermäßigem Schmuck, und dieser überläßt sich der grösten Nachläßigkeit; jener gränzt ans weibische, und dieser ist für einen gesunden Sinn beleidigend.

Laßt uns zu der Aneinanderreihung der Worte fortgehen, und wie viel Arten von Fehlern kann ich da anführen, die hierinn begangen werden? Einigen gefällt sie nur dann, wann sie stark und rauh ist; wo die Wortfolge etwa sanfter dahin fließt, da zerwerfen sie dieselbe mit Absicht; jede Wortfügung muß holpericht seyn; das heissen sie mannlich und stark, wenn das Ohr durch harte Zusammenfügungen zerrissen wird. Bey andern hingegen kann man es nicht wohl Wortfügung nennen, es ist völlige Musik; so sehr fließt alles in weicher, sanfter Melodie dahin. Was soll ich von jener sagen, wo die Hauptworte immer weiter hinausgeschoben werden, und nachdem man lange auf sie

ge-

gewartet hat, endlich noch kümmerlich beym Schlusse der Perioden sich hören lassen? Was von jener, die wie beym Cicero, sich nur langsam dem Schlusse nähert, sich allmählig neigt und in sanftem Gange sich endet, und wo, wie es da gewöhnlich ist, Manier und Tonlängen sich symmetrisch entsprechen?

Auch bey ganzen Gedankenfolgen ist nicht das bloß fehlerhaft, wenn sie geringfügig und kindisch, oder gar muthwillig und kühner sind, als die Schamhaftigkeit erlaubt, sondern auch wenn sie zu blumenreich und gar zu lieblich sind, wenn sie auf leeren Sinn hinauslaufen, ohne Wirkung sind, und nur tönen. Solche Fehler führt allemahl einer ein, der sich der Herrschaft über den Geschmack in der Wohlredenheit bemächtiget; die übrigen ahmen ihm nur nach, und einer überliefert dann diese Manier dem andern. So waren, da Sallust blühete, abgebrochene Sätze, ganz unerwartete Schlüsse der Perioden und dunkle Kürze die gröste Zierde des Vortrags. Arruntius, ein Mann von ausserordentlicher Eingezogenheit, war völlig ein Sallustianer, und bemühete sich aus allem Vermögen diese Schreibart nachzubilden. Was bey dem Sallust nur selten vorkam, das ist bey diesem

häufig und fast beständig anzutreffen: Und das ist ganz natürlich. Sallust fiel von ungefehr darauf: Arruntius hingegen suchte dergleichen aller Orten anzubringen. Und daraus siehet man dann, was die Folge davon ist, wenn man sich Fehler zum Muster nihmt.

Allein, alle dergleichen Fehler, die einem Schriftsteller durch Nachahmung anhangen, sind deswegen keine Merkmale eines üppigen oder verdorbenen Characters. Sie müssen ihm eigen seyn, und von ihm ihren Ursprung nehmen, wenn man daraus die Neigungen eines Menschen würdigen will. Die Sprache eines aufgebrachten Menschen ist zornig, eines Menschen, der in Leidenschaft ist, rasch, eines weichlichen, zärtlich und fliessend. So betragen sich diejenigen, die den Bart ganz oder halb ausreissen, oder ihn nahe an den Lippen abscheeren, und nur einen Theil davon wachsen lassen; die Mäntel von bunter Farbe tragen und durchsichtige Kleider; kurz, die nichts vornehmen wollen, das unbemerkt vor den Augen der Menschen vorbeygehen könne: sie reitzen und ziehen die Blicke durch alle mögliche Mittel auf ihre Personen; sie lassen sich gern tadeln, wenn es ihnen nur gelingt bemerkt zu

wer-

werden. Und so ist es mit der Sprache des Mecänas und aller derjenigen beschaffen, die mit Wissen und Willen, und nicht durch blossen Zufall von der richtigen Bahn abweichen. Freylich ist dies dann die Folge von einer grossen Verschlimmerung des Gemüthes. Beym Weine stottert die Zunge erst dann, wann das Gemüth unter der Last erliegt, und der gesunde Verstand abnimmt, oder völlig dahin ist; und so wird diese Art Vortrag, die wol nichts anders als Trunkenheit ist, erst dann beschwerlich, wann der Character schon schwanket. Bey ihm muß also mit der Cur der Anfang gemacht werden; von ihm rühren Gesinnungen und Ausdrücke her; er giebt unserer Stellung, Miene und Gang ihren Gehalt. Ist der Character gesund und stark, so ist auch die Sprache kräftig, nachdrucksvoll und mannlich. Liegt jener darnieder, so folgt ihm alles in seinem Falle nach:

— — — Denn so lange der König lebt, ist
bey allen dieselbe Gesinnung,
Ist er dahin, so brechen alle die Zusage. — —

Der König aber ist unser Gemüthscharacter, so lange dieser sich wohl befindet, ist alles willig, gefölgig und gehorsam, so bald aber jener nur ein wenig wanket, so bleibet nichts

mehr

mehr fest. Hat er sich einmahl von der Wohllust besiegen lassen, so schwinden alle Kenntnisse, alle Handlungen des Menschen, und seine Bemühungen alle haben etwas mattes und schwächliches an sich. ꝛc.

Hieher gehört noch eine andre Stelle, woraus wir hierüber seine Denkensart können kennen lernen: Er schreibt seinem Freunde Lucilius:

„ „ Ich verlange keineswegs, daß du in Absicht auf die Worte und ihre Zusammensetzung gar zu ängstlich seyest; deine Sorgen sollen auf wichtigere Gegenstände gehen. Siehe darauf was, nicht wie du schreibest; und auch dabey nicht so fast auf das Schreiben als auf die Gesinnung; daß du dir dieselbe desto kräftiger zueignest und gleichsam besiegleſt. Wo man zu viel Sorgfalt und Politur auf den Vortrag verwendet, da kann man für gewiß annehmen, das Gemüth sey eben so wohl bloß mit Kleinigkeiten beschäftiget. Ein Geist von erhabner Denkensart führt eine etwas nachläßige und sorglose Sprache; in allem, was er sagt, sieht man mehr die Sprache fester Ueberzeugung als Sorge zu gefallen. Es sind dir einige junge Männer bekannt, niedlich von Bart und Haupthaar,

ganz

ganz aufgeputzt, wie frisch aus dem Kleider-schrank; von solchen erwarte nichts starkes, nichts gründliches. Der Ausdrück ist die Mine der Seele; ist die Sprache geründet, geschminkt, und gekünstelt, so sey dir das Bürge, daß die Seele auch nicht natürlich sey, und Nervenlosigkeit verrathe: Zu grosse Nettigkeit ist keine männliche Zierrath. Seneca, der Vater, klagte schon über den Verfall des Geschmacks, besonders in der Wohlredenheit. Man kann daraus abnehmen, sagt er, wie sehr das Genie von Tag zu Tag abnehme, und wie die Wohlredenheit, gleichsam durch ein ungünstiges Geschick der Natur immer rückwerts gehe, daß alles das, was die Römische Wohlredenheit aufweisen kann, das es dem stolzen Griechenland entgegen stellen, oder vorziehen könnte, zu den Zeiten des Cicero's geblühet hat. Alle schönen Geister, die den Glanz der Wissenschaften bey uns erhöhten, waren damals entstanden. Von dieser Zeit an verschlimmerte er sich je länger je mehr. Der Grund davon mag die herrschende Pracht und Ueppigkeit dieses Zeitalters seyn, zumahl für gute Köpfe nichts verderblicher ist, als Schwelgerey: Oder weil alle Wetteiferung, nachdem die würdig-

sten Gegenstände aller Belohnung und Aufmunterung beraubet worden, nun auf schändliche Dinge gerichtet war, die itzt so wohl Ehre als Gewinnst verschaften: Oder es mag von einem gewissen Schicksal herrühren, das bey allen Dingen unverändert seinen bösartigen Einfluß darinn zeigt, daß alles was seinen höchsten Gipfel erreicht hat, wieder zu unterst herab, und zwar weit schneller als es empor stieg, wieder herabstürzet. Das Genie unsrer unthätigen Jugend lieget gänzlich im Schlafe, und kann sich zu keinem tugendhaften Bestreben in irgend einer Art wachsam erhalten. Schlaf und Unthätigkeit, und was noch schlimmer als diese ist, thätige Geschicklichkeit im Bösen hat sich aller Gemüther bemächtiget. Weibische Menschen geben sich itzt ganz mit garstigen Liebhabereyen des Singens und Tanzens ab, seine Haare zu kräuseln, seine Stimme bis zum schmeichelnden Ton einer weiblichen Kehle zart und hell zu machen, an Weichlichkeit des Cörpers mit Frauenspersonen zu wetteifern, mit den schmucklosesten Zierrathen sich zu schmücken, daran kennt man unsre Jünglinge. Wer von unsern Zeitgenossen besitzt, ich will nicht sagen, so viel Geisteskraft, so viel eifrige Anstrengung, nur

so

so viel Mannheit, als sich gehörte? Ganz in Weichlichkeit versunken, ganz entnervt, wissen sie der Natur wenig Dank, die sie zu Männern machte: Nur beschäftiget andern die Keuschheit zu rauben, schlagen sie die ihrige in die Schanz. Da seyen die Götter gnädig vor, daß solchen Menschen Wohlredenheit zu Theil werde! Denn erst dann erhält sie meine Bewunderung, wann sie nur edle Character zu ihrem Sitze wählt. Und so denkt und redet auch Cato, und man irret sich sehr, wenn man das bloß für einen Ausspruch Cato's und nicht des Orakels hält. Denn was ist ein Götterspruch? Der Wille der Gottheit durch den Mund eines Menschen ausgesprochen. Und könnte die Gottheit wohl einen ehrwürdigern Priester sich wählen, um durch ihn dem menschlichen Geschlechte Lehren zu geben, oder auch dasselbe zu bestrafen, als den Cato? Und was sagt nun dieser Mann? Ein Redner ist ein rechtschaffener Mann, der die Kunst schön zu reden besitzet. Gehet und suchet nun unter jenen glatten ganz niedlich geputzten Männern, die es aber nur beym Liebesgenuß sind, einen Redner. Sie thun also recht daran, daß sie sich ihrem Genie angemessene Muster wählen. Wo

ist jzt einer, der sein Gedächtniß übe? wo einer, der durch eigene Kräfte Beyfall erhalte? Bey der so grossen Trägheit unsers Zeitalters ist es ihnen ein leichtes, ganze Stellen aus den Reden der beredtesten Männer für die ihrigen herzusagen, und so entweihen sie das heiligste der Wohlredenheit, unfähig selbst etwas zu liefern. Eben deswegen erfülle ich eure Wünsche um so viel lieber, und will alles das, was ich von vorzüglich berühmter Beredsamkeit bey Handen habe, dem ganzen Volk zum Eigenthum weihen, damit nicht jemand es als sein Privateigenthum behandle. Ich glaube diesen berühmten Männern selbst dadurch einen grossen Dienst zu erweisen, denen allerdings die Vergessenheit bevorstehet, wo man der Nachwelt nicht etwas überliefert, das ihr Andenken fortpflanzen kann. Denn von den grösten Rednern sind entweder gar keine geschriebene, oder was noch schlimmer ist, schon verfälschte Aufsätze vorhanden. Damit sie also nicht unbekannt bleiben, oder auf eine ganz andre Art, als es geschehen sollte, bekannt werden, so will ich treu einem jeden das Seinige wieder zustellen. Denn ich glaube, alle, den einzigen Cicero ausgenohmen, gehört zu haben. Auch war nicht

der

der Zeitpunkt meines Lebens, sondern die Wuth der bürgerlichen Kriege, wodurch ich in meiner Colonie zu bleiben genöthiget ward, Schuld daran, daß mir Cicero entrissen ward. Sonst hätte ich das Genie, das an Grösse allein Roms Herrschaft gleich kam, in jenem kleinen Porticus, wo jene zween Männer im Knabenrocke, wie er sagt, so oft mit ihm declamiert, selbst hören, und was man von andern sonst nach der Gewohnheit sagt, von ihm aber eigentlich gesagt werden muß, seinen lebendigen Vortrag selbst anhören können.

Aus diesen Stellen ersehen wir, daß Seneca, so wohl der Vater als der Sohn die Verdorbenheit des herrschenden Geschmacks wohl eingesehen; und es ist allerdings merkwürdig, daß der Vater an Montanus eben den Fehler scharfsinnig bemerkt, der Seneca, dem Philosophen, von alten und neuen Kunstrichtern so oft vorgeworfen; und der wirklich für die, so grössre Aufmerksamkeit auf die Einkleidung als auf den Innhalt verwenden, der auffallendste seyn muß. Montanus, sagt er, hat den Fehler, daß er einen Gedanken dadurch verdirbt, daß er ihn oft wiederholt und auf alle Seiten wendet; und daß

er nicht zufrieden, eine Sache einmahl gut gesagt zu haben, macht, daß sie schlecht gesagt wird. Scaurus nannte diesen Montanus daher den Ovid unter den Rednern; auch er kann einen Gedanken, der ihm wohl gelungen ist, nicht fahren lassen. Denn wohl aufzuhören wissen, ist eine so schöne Gabe, als schön zu reden.

Aus diesem allem siehet man doch immer, daß der Geschmack der Römer zu Seneca's Zeiten schon verderbt und die Wirkung verschiedener zusammentreffender Ursachen war. Der junge Seneca, der einen lebhaften Witz und reiche Einbildungskraft besaß, mag sich bey dieser Sprache gefallen und es ihm vor vielen andern ausgeglücket haben, so daß es ihm schwer oder gar unmöglich ward, nachdem er bessre Muster kennen, und das Fehlerhafte des herrschenden Geschmacks einsehen gelernt hatte, zurückzutretten, besonders da sein ausnehmendes Genie fast allgemein bewundert ward, und häufige Nachahmer bildete. Und in diesem Verstand muß man es gewiß auch nehmen, wenn Sueton und Fabius ihm die Verschlimmerung des Geschmacks grösten theils Schuld geben; der letztre ist auch so billig, daß er seine Bestrafung mehr an seine

skla=

sklavischen Nachahmer, die freylich gewöhnlich alle Schranken überschreiten, richtet als aber an den Seneca selber. Freunde des Seneca's könnten glauben, eben dieser allgemeine, fast gränzenlose Beyfall, seines Zeitalters hätte den Unwillen oder etwas von Mißgunst bey diesen Kunstrichtern und Schriftstellern, die seine Zeitgenossen waren, erregt. Einmahl Sueton scheint fast zu einem solchen Verdacht Anlaß zu geben, da er sagt, Seneca habe seinem Zögling jene Muster der Vorzeit vorenthalten und ihn nur seine eignen Schriften lesen lassen; denn in eben diesen Schriften mußte er nicht das gerechteste Lob der Verdienste und insbesonders des Cicero's lesen. Wir haben so eben ein Beyspiel davon gehabt und deren sind noch mehrere Stellen. Wenn nun sein Zögling nach seinen Schriften lüstern geworden, wird er ihm sie vorenthalten haben?

Doch bey mir gilt der Entschuldidungsgrund, den Seneca selbst oben anführt, mehr als alles andre. Ich sehe nemlich fast alle seine Schriften als Früchte des Nachdenkens und Ergiessungen des Herzens an: Er arbeitete dabey nicht so fast für das Publikum. In den Zeiten der Musse, da er noch am

Hofe war, und vor und nachher schrieb er für sich. Er wollte seine Grundsätze überdenken, in seinem Gemüthte bevestigen; sich gegen Versuchungen und widrige Schicksale bewafnen, oder in Widerwärtigkeiten sich selbst und andre aufrichten und trösten. Seine Briefe an den Lucilius beschäftigen sich fast ganz mit Lehren und Räthen zu weiser und tugendhafter Führung des Lebens. Voll also von den Gedanken überließ er sich seinem natürlichen oder zur Gewohnheit gewordenen Ausdruck. Ein Gedanke, der ihm gefiel, der ganz besondere Reitze der Neuheit oder Stärke für ihn hatte, den konnte er sobald nicht fahren lassen. Er wandte ihn auf alle Seiten. Er suchte ihn, damit er ihm unvergeßlich wurde, gleichsam in ein gewisses Modell zu prägen. Ist es doch ein gewöhnlicher Kunstgriff aller Lehrer der Lebensweisheit und Popularphilosophie, eine wichtige Lehre eben auf verschiedenen Seiten zu zeigen; sie oft wieder als neu für das Gesicht zu bringen; sie in sinnliche Bilder zu kleiden, damit sie in so mancherley Verbindung gebracht, und zu unserer Fassungskraft gestimmet, der Einbildungskraft oft vorschwebe und durch allerley Erinnerungsmittel in das Gedränge der Gedanken sich einmische;

nicht in die Hyperbol und das Uebertriebene zu verfallen scheinen? Und das zwar allen, die in ganz andern Umständen sich befinden, und deren Geist und Empfindung ganz anders gestimmt ist? Da tritt dann der Fall ein, den er selbst sehr sinnreich bemerkt. Die Hyperbol, sagt er, führt durch die Lüge zur Wahrheit. Er will sagen: Sie giebt uns erst die rechte Bedeutung und die volle Einsicht, wann sie sich auf eine Art ausdrückt, die uns unglaublich zu seyn scheinet. Nur durch eine solche Sprache glaubt man dann andre zu der Lebhaftigkeit und Stärke der Vorstellung erheben zu können, die man selbst hat; besonders bey dem Grade von Lebhaftigkeit der Vorstellung, der bey Seneca war. Sie macht die Seele aufmerksam, reißt sie aus ihrem Schlummer, und führt sie auf einen höhern Standpunkt.

* * *

Es ist allezeit der Mühe werth, das Haus und die Familie zu kennen, woraus ein grosser Mann entsprungen ist; und da wir itzt den Seneca nach seiner Denkensart und Gemüthsbildung als Mensch und Philosoph näher betrachten wollen, so verdient das

alles

alles unsre Aufmerksamkeit, was Einfluß dabey haben konnte.

Zuerst bemerken wir seine Mutter Helvia, die auch von Cordua einer Municipalstadt in Spanien herstammte, und also noch unverdorbnere Sitten nach Rom brachte. Ihr Sohn giebt uns diese Schilderung von ihr.

Ein Leben, das von seinem Anfang eine grössere Stärke der Seele zeigte, fordert ein mehrers von dir. Das Geschlecht kann für eine Frauensperson keine Entschuldigung seyn, die von allen weiblichen Fehlern immer frey blieb. Das gröste Uebel dieses Zeitalters, die Unkeuschheit konnte dich nie verleiten, das zu werden was so viele sind. Edelgesteine und Perlen konnten keinen schädlichen Eindruck auf dein Gemüth machen. Nie schimmerte der Reichthum in deinen Augen als das gröste Gut des Menschen. Du wurdest in einem Hause von alter Sitte und strenger Zucht auf das beste erzogen und da konnte die Nachahmung der Lasterhaften, die doch für gute Gemüther oft so gefährlich ist, dein Gemüth nicht abwendig machen. Nie beschämtest du dich deiner Fruchtbarkeit, daß sie dir etwa dein Alter vorrücken mögte: niemals suchtest du, wie es bey andern Damen Mode ist,

die nur durch ihre Schönheit gefallen wollen, deinen grossen Leib als eine unanständige Bürde, zu verhehlen: noch die Hoffnung von Kindern schon in Mutterleib zu vernichten. Nie beflecktest du dein Gesicht mit entlehnten Reitzen und Schminken; nie gefiel dir ein Kleid, das weggelegt keine neue Reitze enthüllte. Keuschheit war dir dein einziger Schmuck, die reitzendeste, nie alternde Schönheit und die gröste Zierde. Der weibliche Namen kann deinem Schmerz nicht zum Vorwand dienen; deine Tugenden haben dich schon von langem her davon losgezählet.

Wie viel schönes enthält dieses Lob, aber wie schwarz wird das schöne Geschlecht dieses Zeitalters in den Augen schamhafter Sitten!

Doch lasset uns zu den Lehrern fortgehen, die Seneca bekommen, nachdem er ziemlich jung mit seinen Eltern nach Rom kam, die seine Jugend bildeten! Unter diesen ist Demetrius ein ächter, vollkommner Cyniker. Die Natur, sagt sein Lehrling, schien ihn gebildet zu haben, um in unserm verdorbnem Zeitalter zu zeigen, daß er unverführbar, wir aber unverbesserlich seyen. Ein Mann, so sehr er es selbst läugnet, von vollkommner Weisheit und von unerschütter-

licher Standhaftigkeit in seinen Entschlüssen. Von einer Beredsamkeit, wie sie Gesinnungen voll hohen Sinnes erfordern, ohne Künsteley, unbekümmert im Ausdrucke, die voll kühnen Muthes ihr Ziel verfolgt, dahin sie ihre natürliche Hitze fortreißt. Ohne anders bestimmte ihn die Vorsicht zu einem so tadellosen Wandel und zu dieser Stärke der Beredsamkeit, damit es unserm Jahrhundert nicht an einem Beyspiel und nicht an einem strengen Bestraffer fehlte. — Dieser Demetrius besaß in hohem Grad Verachtung des Reichthums: die bey Seneca einen sehr starken Eindruck machte; er trug wie er sagt, den tugendhaften Demetrius immer in seiner Brust; er ließ jene grossen im Purpurkleide stehen und unterhielt sich mit einem Mann, der halbnacket war; er bewunderte ihn und warum sollte er ihn nicht bewundern? Er sahe, daß ihm nichts mangelte. Demetrius lebte wie wann er andern alles willig überlassen hätte; nicht als ob er alles verachtete. — Zu einem Freygelassenen, den sein Glück übermüthig machte, sagte Demetrius: nichts ist für mich leichter als ein reicher Mann zu werden; denselben Tag werd ich es seyn, wo ich der Rechtschaffenheit überdrüßig bin.

Mit diesem Demetrius hatte Seneca in seinem Alter noch Umgang, aber in der ersten Jugend bildeten seinen Geschmack vornemlich der Stoicker Attalus und der Pythagoräer Socion.

Seneca schreibt in seinem hundert und achten Brief an seinen Freund Lucilius hierüber also:

„Ich sehe, daß du von Lernensbegierde brennest, ich will dich also allererst darüber belehren, wie du sie leiten müssest, damit sie sich nicht selber hinderlich werde.

Man muß nicht bald da bald dort etwas pflücken, auch nicht über alles mit einmal begirrig herfallen; ein Theil nach dem andern führt uns endlich zum Ganzen. Die Last muß den Kräften angemessen seyn; nur so weit diese hinreichen, muß man und nicht mehr auf einmahl vor die Hand nehmen; nicht nach seiner Lust, nach seiner Fassungskraft muß man moralischen Unterricht auffassen; und das darf den Lernjünger der Weisheit gar nicht muthlos machen; er wird bald nach Herzenslust davon nehmen können; denn je mehr sein Gemüth auffaßt, je mehr wird es sich erweitern.

Dies

Dies sind eben die Lehren, die, wie ich mich deutlich erinnre, uns einst Attalus gab, da wir seine Schule gleichsam belagert hielten, immer die ersten waren, die darin kamen, und die letzten, die daraus weg giengen; da wir ihn auch auf dem Spatziergang zu solchen Unterredungen aufforderten, und er sich für lernbegirrige nicht nur bereitwillig finden ließ, sich so gar selber darzu anbot. Lehrer, sagte er, und lernende müssen sich ebendenselben Endzweck vorsetzen; der Lehrer muß trachten nützlich zu seyn, der Lehrling Nutzen zu schöpfen. Jedesmahl, daß man die Schulen der Philosophen besucht, soll man etwas gutes mit sich weg tragen, und gesünder, oder doch heilbarer an seinem Gemüthe nach Hause kehren. Und daran kann es nicht fehlen. Die Wirkungen der Philosophie sind so groß, daß sie nicht nur ihren eifrigen Lernjüngern, so gar allen, die nur bey ihr in Gesellschaft kommen, nützlich wird. Man kann nicht an die Sonne gehen, ohne sich braun zu färben, wann man das schon nicht dabey zur Absicht hat; man kann nicht in einer Parfümierbude sich hinsetzen, und da einige Zeit sich verweilen, ohne einen Geruch mit sich weg zu nehmen; eben so unfehlbar wird

man

man, wo man bey einem Philosophen gewesen, etwas an sich ziehen, das uns auch ohne unsre Absicht nützlich werden kann. Man merke es wohl; ich sage, ohne unsre Absicht, nicht, wider unsern Willen.

Allein, kennt man denn nicht solche, die manches Jahr ununterbrochen bey Philosophen waren, und sich nicht im geringsten entfärbt haben?

Wie sollte ich sie nicht kennen? Leute, die beständig und unverrückt bey Philosophen sich aufhalten. Allein solche heisse ich nicht Schüler der Philosophie, ich heisse sie Einsassen. Einige kommen dahin, nicht um zuzuhören, nicht um zu lernen: sie gehen dahin wie man die Schaubühne besucht, aus Begierde ihre Ohren durch den Vortrag, die Stimme und die Erdichtung zu belustigen. Man siehet daher einen grossen Theil Zuhörer, für die des Philosophen Schule ein Zeitvertrieb ihrer Musse ist. Ihre Absicht ist nicht einige Fehler da abzulegen, heilsame Lebensregeln da zu bekommen, um ihre Sitten darnach zu prüfen: Sie wollen nur ihren Ohren ein Vergnügen damit verschaffen. Einige kommen wol mit Schreibtafeln, um Worte,

nicht

nicht um Sachen aufzuzeichnen; was sie aber da hören und lernen, kömmt andern Menschen eben so wenig zu gut als ihnen selber.

Einige zwar werden bey herrlichen Stellen ganz aufmerksam; sie versetzen sich völlig in den Gemüthszustand des redenden, ihre Mine und ihr Gemüth wird belebt; wie jene Halbmänner bey der Musik, die auf den Wink in heilige Wuth gerathen, kommen sie ganz in Affect. Die Schönheit der Sachen, nicht das Geklingel leerer Worte, ist was sie entzückt und hinreißt. Hören sie gegen den Tod mit Stärke, gegen das Glück entschlossen reden, so empfinden sie einen reizenden Trieb das gehörte auf der Stelle ins Werk zu setzen. Sie sind wirklich gerührt, und wenn diese Stimmung des Gemüths fortdauerte, wenn der grosse Hauffe, der immer von der Rechtschaffenheit abführt, diese edle Hitze nicht sogleich dämpfte, so wären sie das, was man von ihnen fodert. Allein, man wird wenige finden, die die gefaßte bessre Gesinnung nur bis nach Hause bringen könnten.

Es hält nicht schwer bey dem Zuhörer eine Begierde nach dem was recht ist zu erregen. Die Natur legte in die Gemüther der Menschen die Grundlagen und die Saamen

der Tugenden: Sie sind unsre natürliche Bestimmung; es darf nur eine Reizung dazu kommen, so werden diese gleichsam schlafenden Vorzüge in der Seele rege.

Zeuge hiervon ist der laute Beyfall, wovon der ganze Schauplatz wiederschallet, so oft da Gedanken ausgesprochen werden, die jedermann ohne Ausnahme für wahr und seinen eignen Gedanken einstimmig erklärt:

Der Armuth mangelt viel, was fehlt der Habsucht nicht? —

Der Filz thut keinem guts; am wenigsten sich selber. —

Auch der niederträchtigste Geitzhals klatscht bey dergleichen Versen Beyfall zu, und hat eine Lust daran, selbst wann man seine eignen Laster durchhechelt. Wie viel eher muß dieses da begegnen, wenn ein Philosoph solche Gedanken sagt, unter heilsame Lehren Verse einmischt, wodurch eben diese Lehren in die Gemüther der schwächern mit grösserm Nachdruck und tiefer eindringen. Der menschliche Hauch, sagt Cleanth, giebt einen hellern Ton von sich, wenn er durch die lange und enge Röhre einer Trompete fortgestossen, zuletzt durch die weitere Oefnung hervorbricht: Und so, sagte er, giebt der einengende Zwang der

Vers-

Versart unsern Gedanken mehr Licht und Stärke. Man hört dasselbe mit mindrer Aufmerksamkeit, man findet es nicht so treffend, wann es in Prosa gesagt wird; so bald aber der Wohlklang hinzu kömmt, und bestimmte Füsse den schönen Gedanken gleichsam einfassen, dann muß der Gedanke, wie von einem starken Arm geschleudert, den Zuhörer nothwendig treffen.

Man sagt so vieles von der Verachtung des Geldes; man giebt den Menschen in den weitläuftigsten Vorträgen die Lehre; sie sollen den wahren Reichthum in den Vorzügen der Seele, nicht in ihrem Erbgut suchen; nur der sey reich, der sich in seine armseligen Umstände wohl zu schicken, und bey wenigem reich zu seyn wisse: Und doch ist es treffender für das menschliche Gemüth, wenn man etwann in Versen hört:

Sey du an Wünschen arm, so wird dir wenig fehlen. —
Wem Nothdurft Reichthum ist, sieht jeden Wunsch erfüllt. *

* Oder:

Wer gern, was er nicht braucht, entbehret,
Der ist beglückt, und reich genug.

Dies und anders dergleichen zu hören, nöthiget uns das Geständniß ab, daß das Wahrheit sey. Auch die, die niemals genug haben, bewundern es, erheben ein lautes Zurufen, und kündigen dem Gelde die Feindschaft an. Wenn du nun diese Rührung bey ihnen erblickest, dann setze an ohne alle Zweydeutigkeiten, ohne förmliche Schlüsse und Verdrehungen, dring tief ein, und überhäufe sie. Rede muthig gegen den Geitz, gegen die Ueppigkeit, und wann du siehest, daß du etwas ausrichtest, daß du die Gemüther deiner Zuhörer rührtest, dann dring deine Lehren noch stärker an. Es übersteigt fast allen Glauben, wie viel ein solcher auf die Verbesserung und die wahre Wohlfahrt der Zuhörer ganz abgerichteter Vortrag auszurichten vermag.

Denn den noch zarten Gemüthern wird Liebe zur Rechtschaffenheit und Tugend am leichtesten beygebracht. Die Wahrheit bemächtiget sich gelehrsamer und noch in geringem Grade verdorbener Seelen allemahl, wann sie einen geschickten Sachwalter hat. Ich zum wenigsten empfand jedesmahl, da ich den Attalus über die Laster, die Verirrungen und die Uebel der menschlichen Gesellschaft reden hörte, Mitleiden mit dem mensch-

lichen Geschlecht, und er kam mir als ein Mann vor, der über alles, was unter den Menschen groß ist, erhaben wäre. Er selbst nannte sich einen König: Aber der schien mir mehr als König zu seyn, der sich herausnahm, selbst Könige durch die Musterung gehen zu lassen.

Wann dann Attalus die Armuth zu empfehlen und zu zeigen anfieng, wie alles das was über die Nothdurft hinaus gehet, eine überflüßige Last und dem gedrückten Besitzer beschwerlich sey, dann kam mich oftmals die Lust an arm aus seiner Schule weg zu gehen.

Wann er anfieng auf unsre Vergnügungen zu schmähen, einen keuschen Leib, eine mäßige Tafel, eine Seele, die auch von erlaubten, nicht bloß von überflüßigen Vergnügungen rein ist, zu loben, dann kam mich die Lust an, meinem Gaumen und meinem Bauch Schranken zu setzen. Und wirklich, mein Lucilius, blieb mir das eine und das andre davon. Mit grossem Eifer nahm ich zuerst alles an; da ich aber nachher mich in die Nothwendigkeit gesetzt sahe, mein Leben in der Stadt zuzubringen, so konnte ich von vielem, was ich so wohl angefangen hatte, nur weniges beybehalten. — Daher entsagte

ich den Austern und Pfifferlingen für mein ganzes Leben; weil das nicht Speisen sondern Naschwerk ist, das wann man schon satt ist, noch immer zum essen reizt: Sie haben freylich das, was Vielfressern, die sich über ihr Vermögen vollstopfen, gar erwünscht ist, sie gehen leicht herunter, und machen leicht frischem Platz. — Daher enthalte ich mich für mein ganzes Leben von wohlriechenden Salben, weil kein Geruch der angenehmste Geruch ist. — Daher kömmt kein Wein in meinen Magen; * — daher halte ich mich in meinem ganzen Leben vom Baden entfernt: Denn seinen Körper gleichsam zu kochen, und dadurch vom Schweiß zu entledigen, sehe ich als etwas unnützes und verzärteltes an. — Anderes, das ich ganz weggeschaft hatte, das ist itzt wieder da, doch so, daß ich in dem, worvon ich mich vorher gänzlich enthalten hatte, immer ein genaues Maaß beobachte, und das ist fast eben so viel als gänzliche Enthaltung, wo es nicht gar schwerer ist: weil es

* Hagedorn singt also mit Recht von ihm;
Voiture, der so feurig scherzet,
Trank Wasser, wie ein Seneca.
An die heutig. Encratiten.

es leichter ankömmt, gewisse Bedürfnisse sich ganz abzuschneiden, als sich darinn zu mäßigen.

Da ich dir nun einmahl zu erzählen angefangen, wie ich in meiner Jugend mit weit grösserm Eifer das Studium der Philosophie angehebt, als ich es in dem Alter fort treibe, so soll mich die Schaam nicht hinterhalten zu gestehen, wie groß meine Liebe für Pythagoras war, die mir Socion einflößte. Er belehrte uns über die Gründe, um deren willen sich Pythagoras von thierischem Fleisch enthielt, weswegen Sextius. Bey beyden war die Ursache davon verschieden, bey beyden vortreflich. Sextius glaubte, es seyen ohne Blut zu vergiessen, für den Menschen Nahrungsmittel genug vorhanden, und man gewöhne sich an Grausamkeit, wenn man am zerfleischen einmahl Vergnügen finde. Nebendem fand er, man müsse der Ueppigkeit den Stoff beschneiden, und brachte durch Schlüsse heraus, daß ungleichartige Speisen der Gesundheit nachtheilig seyen, und sich mit dem menschlichen Cörper nicht gar wohl vertragen. — Pythagoras behauptete unter allen belebten Wesen eine allseitige Verwandtschaft und Verbindung, da die Seelen aus

einem Cörper in den andern übergiengen. Nach seinem Begriff geht keine Seele zu Grunde, sie wird nicht einmahl in ihrer Thätigkeit unterbrochen, als nur in dem kleinen Zeitraum, während dem sie in einen andern Cörper übergehet. Nach wasfür Wechsel der Zeiten, und wann einst nach Beziehung mehrerer Wohnungen die Seele in einem menschlichen Leib wiederkehre, mag ein ander mahl untersucht werden, das ist gewiß, daß Pythagoras dadurch den Menschen die Furcht beybrachte, ein Verbrechen und gar einen Vatermord zu begehen, weil es gar wohl möglich sey, ohne sein Wissen auf die Seele seines Vaters zu treffen, und mit dem Eisen, oder durch Bisse einen Cörper zu mißhandeln, in dem ein verwandter Geist seine Herberg hätte. — Nachdem Socion dieses gezeigt, und mit vielen Gründen dargethan hatte, sagte er: Glaubest du nicht, daß die Seelen bald in diese, bald in jene Cörper vertheilt werden, und daß das, was wir Tod heissen, nichts anders als eine Wanderung sey? Glaubest du nicht, daß in den zahmen und wilden Thieren, und in denen, die unter dem Wasser leben, das sich aufhalte, was einst die Seele eines Menschen war? Glaubest

du nicht, daß in der Welt nichts zu Grunde gehe, sondern nur seinen Platz verändere? Und nicht nur die Himmelscörper in gewissen Kraisen sich drehen, daß auch die Thiere ihren gewissen Wechsel haben, und die Seelen einen gewissen Krais durchlaufen? Grosse Männer glaubten das. Ich fodre nichts weiter von dir, als daß du dein Urtheil hierüber zurückhaltest, im übrigen stehet dir frey darüber zu denken, was du willst. Sind jene Vorstellungen wahr, so ist es Unschuld, sich von thierischem Fleisch zu enthalten, sind sie falsch, so ist es haushälterische Sparsamkeit, was büssest du dabey ein, als daß deine Grausamkeit einigen Abbruch leidet? Für Löwen und Geyer weit schicklichere Nahrungsmittel werden dir dadurch entzogen —

Durch solche Reden mächtig angereitzt, entschloß ich mich, von Thieren mich zu enthalten, und nach Verfluß von einem Jahre ward mir diese Gewohnheit nicht nur leicht, sie ward mir angenehm. Ich glaubte damahls mein Gemüth sey weit muntrer bey dieser Lebensordnung; itzt könnte ich dir nicht eigentlich mehr sagen, wie fern es wahr gewesen.

Fragest du, wie es kam, daß ich es wieder aufgegeben, so wisse: Meine Jugendjahre

waren in die Zeit der Regierung des Cäsars Tiberius gefallen; damahls wurden alle fremden Religionsgebräuche weggeschaft; und unter die Beweise des Aberglaubens ward auch die Enthaltung von gewissen Thieren gezählet. Auf Bitten meines Vaters kehrte ich zur vorigen Gewohnheit zurück, und er konnte mich gar leicht wieder dazu überreden, eine bessere Mahlzeit zu halten.

So empfahl auch Attalus oftmals eine Bettpfülbe, die dem Leib nicht nachgiebt; und auch itzt noch in meinem Alter bediene ich mich einer solchen, worinn man keine Spur wahrnehmen kann.

Dies alles erzählte ich dir in der Absicht dir zu beweisen, mit welchem Eifer Anfänger alles Gute ergreifen, wenn man sie nur dazu aufmuntert und antreibt. Allein hierinn verfehlen es so wohl die Lehrenden, da sie nur geschickt von Sachen reden, nicht leben lehren, als auch die Lernenden, die den Unterricht der Lehrer, in der Absicht besuchen, wohl deu Verstand, nicht aber das Herz anzubauen. Was vordem Philosophie war, ist itzt nun Philologie geworden.„

Aus diesem siehet man, daß die Philosophie, die Seneca in seiner Jugend studierte,

und

und die seine Aufmersamkeit und seine Neigung am meisten an sich zog, und deren er sich mit aller jugendlichen Hitze ergab, eben die war, so die Alten vorzüglich Philosophie nannten, die Weisheit des Lebens; jene Philosophie, die sich für alle Menschen schicket, deren Ausübung für alle Alter, für jedes Geschlecht und Stand nützlich ist; die Philosophie, die uns tröstet bey dem Glücke der Lasterhaften oder schlechter Menschen, wenn Unwürdige uns vorgezogen werden, wenn Entwürfe für unser Glück oder das allgemeine Beste fehlschlagen, und bey der Abnahme unserer Stärke und Schönheit; die Philosophie, die uns gegen die Armuth, das Alter, Krankheit und Tod, gegen die Thoren und niederträchtigen Verächter und Spötter bewafnet, und uns die Unannehmlichkeiten des häuslichen Lebens vermeiden oder mit Geduld ertragen lehret.

Eine solche Philosophie trug auch in seinen Reden **Fabianus Papirius** vor; der zu der Bildung des jungen Seneca's auch das seinige beytrug; wie er diesen beschreibt, war er jenen wahren Alten, nicht den Catheder-philosophen ähnlich. Sein Vortrag war so beschaffen, daß man augenscheinlich sahe,

daß

daß was er schrieb seine eigentlichen Gesinnungen waren. Alles darinn zielte darauf ab, daß der Leser eigentlich wisse, was er für gut und schön halte, nicht daß er des Lesers Beyfall erhalte. Ganz unbekümmert um das Lob war es ihm nur um das Wachsthum im Guten, um Weisheit und Tugend zu thun. So kann ich wohl sagen, waren seine Schriften beschaffen. Ungeachtet ich es itzt nicht mehr so deutlich weiß, als mir vielmehr von dem Andenken noch ein Bild davon übrig geblieben, wo mir freylich nicht alles so geläufig und bekannt ist, wie wann man erst kürzlich noch mit jemandem Umgang gehabt hat, sondern mir nur die Sache so überhaupt vorschwebt, wie wann man sich einer alten Bekanntschaft erinnert. Als ich noch sein Zuhörer war, so schien mir sein Vortrag einen solchen Grad der Vollkommenheit zu haben, daß ein gutartiger Jüngling sich dadurch erhoben fühlte, und zu Nachahmung angelockt ward, ohne daß er die Hofnung aufgeben durfte, noch einen weit höhern Grad zu erreichen: Und dies ist meines Bedünkens die wirksamste Art junge Leute aufzumuntern. Denn man schreckt sie nur ab, wenn man bey ihnen die Begierde erregt, es eben so gut zu

ma=

machen, und zu gleicher Zeit doch alle Hofnung dazu benihmt.

Dies sind die Lehrer, die den jungen Seneca bildeten: Ein unwiderstehlicher Hang riß ihn zum Studium der Philosophie hin; sein Vater war derselben, oder vielmehr den Philosophen gar nicht gewogen; er wollte keinesweges, daß seine Frau sich von denselben unterrichten ließ. Er selbst liebte und übte die Wohlredenheit und unterrichtete seine beyden ältern Söhne den Novatus, der unter dem Namen Gallio bekannter ist, und der sich auch dadurch Ruhm erworben, wie man glaubt, und unsern Seneca, für sie verfertigte er die Sammlung, die unter dem Namen der Controversen noch itzt vorhanden sind. Nichtsdestoweniger widersetzte er sich der entschiednen Neigung seines Sohnes nicht gänzlich, und er ließ ihn einige Zeit den Unterricht in der Philosophie von Lehrern verschiedener Secten geniessen.

Mit welchem Eifer und Lernbegierde er ihre Schulen besucht, haben wir aus seiner eignen Erzählung gehört, und aus seinem Character und aus seinen Schriften zeiget es sich, daß er von jedem derselben manches in seine Denkensart und Sitten aufgenohmen; die

Ver-

Verschiedenheit derselben aber machte, daß er einigermassen den eclectischen Philosophen kann beygezählt werden; "Lies sagt er zu seinem Freunde Lucilius, meine Bücher, als Werke eines Mannes, der die Wahrheit noch nicht inne hat, der sie noch suchet, und mit unausgesetztem Ernst darnach forschet. Ich folge keinem sklavisch nach, und trage den Namen keiner Parthey. Mit aller Achtung für das Urtheil grosser Männer laß ich doch mein eigenes auch etwas bey mir gelten. Sie haben uns manche Entdeckung hinterlassen, aber auch manches, das wir erst entdecken müssen; und vielleicht hätten sie noch viele nothwendige Lehren ausfündig gemacht, wenn sie sich nicht mit überflüßigen Dingen abgegeben hätten ꝛc. Und an einem andern Ort sagt er noch deutlicher: Ich will dich nicht durch Umschweife herumführen, und also die Meynungen andrer übergehen, denn alle zu erzählen und zu widerlegen wäre zu lange; höre die unsrige; wenn ich aber sage die unsrige, so binde ich mich an keines von den Häuptern der stoischen Parthey. Ich behaupte selber das Recht, meine Meynung zu sagen. Bald werde ich also dem einen beystimmen, bald werde ich einem andern nur zum Theil folgen. Vielleicht

leicht werde ich auch, wenn ich zuletzt nach allen um meine Meynung befraget werde, von dem nichts verwerfen, was die andern vor mir gut befunden haben; und werde sagen: Nur dieses lasset mich zu der vorliegenden Meynung noch beyfügen. Indessen befolge ich die Natur der Dinge. Darinn kommen alle Stoiker überein. Von ihr nicht abzuweichen nach ihren Gesetzen und Muster sich zu bilden, das ist Weisheit.

Nachdem nun sein Vater ihm eine Zeit lang hierinn nachgesehen; unterbrach er seinen Eifer, und foderte von ihm, daß er seine Zeit und Studieren der Wohlredenheit wiedmete: Der Sohn, der von einer kränklichen Leibsbeschaffenheit von Jugend auf, und engbrüstig war, folgte dennoch dem Willen seines Vaters; er führte während der Regierung des Caligula Rechtshändel, und zwar, wie es von seinem Genie zu erwarten war, auf eine Art, daß er sich sehr beliebt machte, und Bewunderung und Ruhm erwarb.

Er zog sich aber auch das zu, was jene gewöhnlich begleitet, den Neid; und zwar war niemand geringrer auf seine Wohlredenheit eifersüchtig als der Kayser Kaligula: und es hätte wenig gefehlt, daß er ohne einige

Schuld

Schuld, oder Verdacht von Schuld vermittelst seines schimmernden Talents sein Leben verwirkt hätte. Er hatte in dem Senat in Gegenwart des Kaysers einen Rechtshandel mit grosser Geschicklichkeit geführet. Caligula, der selbst Anspruch auf Wohlredenheit machte, und sich verdunkelt glaubte, fand um seinen eignen Ruhm zu bevestigen, kein besseres Mittel, als den Seneca zum Tode zu bestimmen. Sein Vorsatz wäre auch wirklich ausgeführt worden, wann nicht eine von seinen Beyschläferinnen so viel Menschlichkeit gehabt hätte, daß sie es dem Kayser aus dem Grunde mißrieth, weil Seneca sonst an der Schwindsucht krank sey und nicht lange mehr leben werde. Und wirklich war Caligula, wie Dio Caßius versichert, auf des Senecas sanft fliessenden und geschmückten Vortrag, der damahls allgemeinen Beyfall fand, eifersüchtig; daher sagte er auch ganz kunstrichterlich: Es sey beym Seneca alles nur auf das Schimmern abgesehen und sein Styl nur Sand ohne Kalch.

Nicht nur die Rednerübungen riefen den Seneca von der Philosophie weg; er ward auch noch in öffentliche Geschäfte verwickelt. Die Schwester seiner Mutter vermuthlich auf ihr und seines Vaters Anstiften verwandte ih-

ren ganzen Credit für den Seneca, daß er die Quästorwürde bekäme. Er konnte sich ihren Absichten um so viel weniger widersetzen, da sie von seiner Kindheit an eine besondre Liebe gegen diesen Neffen bewiesen hatte. Sie hatte ihn auf ihren Armen aus Spanien nach Rom gebracht; da er eine lange Zeit krank gewesen, erlangte er durch ihre zärtliche und recht mütterliche Verpflegung die Gesundheit wieder. Die Liebe, die sie zu Seneca trug, machte, daß sie in diesem Fall ihre natürliche Schüchternheit besiegte, sie, die sonst nicht Herz genug hatte, mit jemand zu reden oder jemand nur laut zu grüssen. Weder ihre eingezogene Lebensart, noch ihre fast bäurische Bescheidenheit in Vergleichung mit der Frechheit der Frauenspersonen ihrer Zeit, nicht die Liebe zur Ruhe, nicht ihr zu einem stillen und verborgenen Privatleben gestimmter Charackter konnten sie abhalten, daß sie nicht mit allen Kunstgriffen um diese Stelle sich für ihn bewarb.

Von dieser Zeit an bis ungefehr in das vierzigste Jahr seines Alters findet man keine besondre Umstände seines Lebens. Nur siehet man aus seinen Schriften, daß er sich während dieser Zeit verheurathet und einige Kin-

der ihm geboren worden. Ohne anders ist er auch zum Studium der Weltweisheit zurückgekehret: und vermuthlich hatte er seine sittlichen Grundsätze, die mit den Sitten des Zeitalters und besonders des Hofes, wo Claudius und Messalina itzt herrschten, im stärksten Gegensatz standen, nicht verhehlet. Sie waren es vermuthlich, die ihm ungerechte Beschuldigungen und Begegnung zuzogen: Julia, des M. Vinicius Gemahlin, des Germanicus Tochter und des Caligula Schwester, erschien nach einer Verbannung auf die Insel Pontia, wohin sie nebst ihrer Schwester Agrippina von Caligula war verwiesen worden, wieder am Hofe: sie besaß vorzügliche Schönheit, und war dabey nicht geneigt, weder Messalinen grosse Ehre zu bezeugen, noch ihr zu schmeicheln. Sie war oft bey Claudius allein; dieses nebst der Eifersucht wegen ihrer Schönheit war schon genug, Messalinen einen unversöhnlichen Haß gegen sie einzuflössen. Ihrem Haß genüge zu leisten richtete es Messalina ein, daß Julia unter dem Vorwand verschiedener Verbrechen verbannet und bald hernach getödtet wurde. Man gab ihr Schuld, daß sie mit verschiedenen Männern einen verbotenen Umgang gehabt und unter diese ward

auch

auch Seneca mit begriffen; die Straffe, die ihm bestimmt ward, war diese, daß er auf die Insul Corsica verbannt wurde.

Das ist nun die erste Vergehung, die ältere und neuere Feinde dem Philosophen Seneca triumphierend vorrücken. Da glauben sie, habe er seinen Grundsätzen von Rechtschaffenheit und Tugend entgegen gehandelt und den Heuchler verrathen. Es ist doch sonderbar, daß es bey gewissen Leuten so schwer hält an die Tugend zu glauben; daß sie in einem schönen Charakter jeden Flecken so begirrig auffangen und ans Licht hervorziehen; und daß dann eben diese Leute bey den Aussagen des Lasters die gröste Leichtgläubigkeit zeigen. Wie können sie einer Messalina glauben zustellen; einer Person, die jede Lasterthat, zu der sie nur die geringste Neigung fühlte, sich erlaubte; die also nothwendiger Weise eine Feindin alles dessen, was ihren zügellosen Lüsten im Wege stand, und aller Tugend und tugendhaften Menschen seyn mußte? Und der Suilius, von dem alle diese Anschwärzungen des Seneca herrühren, war er nicht das Werkzeug, dessen sich Messalina bediente, gegen eine Menge Römischer Herren, die ihren lasterhaften Begierden im Wege standen,

falsche Anklagen vorzubringen und sie zu Grund zu richten? Und die schändlichen Verläumdungen dieses Mannes sollen nach achtzehn Jahrhunderten noch Glauben finden? Und Messalina soll wahre Verbrechen geahndet, nicht die Tugend ihren Lüsten aufgeopfert haben?

Ich hatte nicht im Sinn, in dieser Geschichte von den Greuelthaten des Römischen Hofes in diesem Zeitalter zu reden: weil aber alle Anschwärzungen des Seneca von diesem Manne herrühren: zumahl was Dio zum Nachtheil des Seneca anführet nur Fragmente der Anklagen dieses bösen Mannes, nicht eigne Geschichte und Urtheil des Dio zu seyn scheinen, weil er sich sonst gar sehr widersprechen müßte, da er den Seneca einen Mann genennet, der alle Römer seines Zeitalters und viele andre an Weisheit übertroffen; so wird es nicht unschicklich seyn, einige Züge des niederträchtigsten Lasters, die die Römischen Geschichtschreiber von diesem Suilius aufgezeichnet haben, anzuführen.

Messalina, deren Lustseuche keine Schranken kannte, verliebte sich sterblich in den Mne-

ster, den geschicktesten Tänzer seiner Zeit. Sie fand bey ihm einigen Widerstand, weil er das gefährliche bey einem solchen Liebeshandel einsahe. Messalina wußte aber seine Furcht zu besiegen, indem sie von dem dummen Claudius einen Befehl auswürkte, daß ihr Mnester in allem blindlings Folge leisten sollte. Allein es stellte sich Messalinen noch ein anderes Hinderniß in den Weg. Mnester ward zugleich von Poppea geliebet, der Mutter der Sabina Poppea; die Otho und hernach Nero ihrem ersten Manne Rufus Crispinus entrissen. Diese Poppea war die allerschönste Dame ihres Zeitalters. Messalina war bald entschlossen, eine so gefährliche Nebenbuhlerin aus dem Wege zu räumen; zugleich aber wollte sie ihrer Habsucht ein Opfer bringen. Man suchte also den Valerius Asiaticus in diesen Handel zu ziehen. Dies war ein angesehener Mann und zweymal Consul gewesen. Er besaß daneben die Gärten des reichen Lucullus, die er mit gleicher Pracht noch immer verschönerte: und diesen Gärten war Messalina schon lange Zeit lüstern. Ihre Absichten nun zu erreichen, mußte eben dieser P. Suilius die Poppea und den Valerius des Ehbruchs anklagen. Zu dieser Ver-

rätherey mußte dann Sosibius, der Hofmeister des jungen Brittannicus, behülflich seyn. Er mußte dem Claudius weiß machen, daß daß alles, was man gegen den Valerius vornehme, zu seinem Besten geschehe. Man wolle dadurch einer Macht, die den Regenten gefährlich werden könnte, vorbauen. Eben dieser Asiaticus sey auch der vornehmste Urheber der Ermordung des Caligula gewesen; er selbst habe sich nicht gescheuet, es vor dem versammelten Römischen Volke zu gestehen, und maasse sich den Ruhm dieser That an. Dadurch habe er sich nun zu Rom Ansehn erworben, und sein Ruhm habe sich auch in die Provinzen verbreitet; itzt sey er im Begriff eine Reise zu den Kriegesheeeen in Germanien vorzunehmen, zumahl er selbst zu Wien geboren, und daselbst wegen seiner vielen und mächtigen Verwandtschaften grosse Unterstützung finde: er werde also unter Völkerschaften, die ihm so nahe zugethan seyen, leicht einen Aufruhr erregen können.

Claudius forschte diesem allem nicht weiter nach: sandte alsobald den Befehlshaber des Prätoriums mit Soldaten in aller Eile ab, wie wann es um die Unterdrückung eines

nes Krieges zu thun wäre. Dieser traf ihn bey Bajä an, warf ihm Fesseln an und schleppte ihn nach Rom.

Hier führte man ihn nicht einmahl vor den Senat. Er ward vor Messalinen verhört. Suilius mußte ihm den Ehbruch mit Poppäa und viele andre Verbrechen Schuld geben. Asiaticus antwortete mit Zuversicht und Unerschrockenheit; er machte dem Suilius so beissende Vorwürfe über die augenscheinliche Falschheit seiner Anklagen, daß dieser völlig beschämt da stand. Claudius selbst ward durch seine Vertheidigung sehr gerühret. Messalina selbst konnte die Thränen nicht hinterhalten. Um sie abzuwischen gieng sie aus dem Zimmer weg; sagte aber dem Vitellius, er sollte den Angeklagten nicht entwischen lassen; sie eilte dann die Poppäa zu Grunde zu richten; stellte Leute an, die ihr mit einer schrecklichen Gefangenschaft drohen mußten und erhielt dadurch, daß Poppäa sich selbst um das Leben brachte. — Vitellius führte seine Sache mit der Kunst eines ausgelernten Hofmanns. Claudius bedachte sich schon, wie er den Asiaticus freysprechen wollte, da Vitellius zu ihm tratt, mit Wainen von der

Freundschaft redte, die schon von langem her zwischen ihnen sey, wie sie beyde der Antonia, der Mutter des Kaysers, immer besondre Hochachtung bewiesen; durchgieng alle Dienste, die Asiaticus dem Staate, besonders auch neulich in dem Krieg gegen Britannien erwiesen, und viel andres, das scheinen konnte, er wolle Mitleiden gegen ihn erregen: allein zuletzt war alle die Gnade, die er für den Asiaticus verlangte, gleich als ob er nur dieses zu begehren den Auftrag hätte, daß er bat, man mögte ihn selber die Todesart auswählen lassen. Claudius ließ sich also auf eben die gnädige Weise vernehmen. Asiaticus sagte, als er es vernahm, er bedanke sich um diese Gnade: er wollte lieber durch die List des Tiberius, oder einen hitzigen Befehl des Caligula als durch weibliche Ränke und den verruchten Mund des Vitellius umgekommen seyn; badete sich dann, hielt nach frölich Mahlzeit und ließ sich die Adern öfnen; Vorher hatte er noch den Holzstoß in Augenschein genommen und ihn an einem andern Ort errichten heissen.

Erst itzt ward der Senat zusammen berufen, wo Suilius fortfuhr, zween vornehme

Rö-

Römische Ritter anzuklagen; die Ursache warum man sie zum Tode bestimmte, war, weil Mnester und Poppäa in ihrem Hause zusammen gekommen. Was man ihnen Schuld gab, war: sie sollen Träume gehabt haben, die eine Theurung und den nahen Tod des Claudius verkündigten. Alle, die Messalinen in diesen schändlichen Unternehmungen Hülfe geleistet hatten, wurden mit grossen Summen Geldes und mit Aemtern im Staate belohnet. Suilius setzte seine Anklagen nun immer häufiger und immer grausamer fort; und seine glückliche Frechheit erregte viel Nachahmer. Um Geld fand man die treulosesten Menschen zu allem bereit. Samius, ein angesehener Römischer Ritter, hatte dem Suilius 40000 Thaler gegeben; da er aber fand, daß ungeachtet dessen Suilius ihn verrathen, stürzte er sich in seiner Gegenwart in sein Schwerdt. Wirklich wollte der neu ernennte Consul Suilius nebst dem Senat das Cincianische Gesetze wieder gelten machen, daß niemand für die Führung eines Rechthandels weder Geld noch Geschenck annehmen sollte. Claudius aber fand es für gut eine gewisse Summe zu bestimmen.

Will man nun einem solchen Manne, wie Suilius ist, den die Geschichte als den niederträchtigsten, feilsten, gewissenlosesten Bösewicht brandmarkt, länger glauben, so kann man es: Gewiß werden es Leute thun, die an jedem Manne von leuchtender Tugend einen Heuchler oder einen leeren Großsprecher zu entdecken, sich so sehr beeifern. Für mich hingegen ist es ein zuverläßigrer Beweis der Grösse uud Aechtheit der Tugend, wann Seneca von Leuten von diesem Gehalte und in einem solchen Zeitalter, auf die bitterste Weise angeschwärzt und angefeindet wird, als wann ich sähe, daß grosse und kleine, böse und gute sich zu seinem Lobe vereinten. An einem solchen Charakter müßte ich das ausserordentliche der Kunst bewundern; aber die Güte wäre mir sehr verdächtig. Ich berufe mich auf die Jahrbücher des menschlichen Geschlechts und jedes Menschen Erfahrung, wo je eine grosse Tugend ohne Verfolgung gewesen: hat doch Titus, die Wohllust des menschlichen Geschlechts, in unsern Tagen einen Lästrer gefunden an dem Lobredner des Tiberius.

Damit wird aber nicht behauptet, daß Seneca ein Muster vollkommner Tugend ge-

we-

wesen. Nur Anklagen sollen dadurch abgefertiget seyn, die auf so verdächtigen Zeugnissen beruhen. Seneca hatte allerdings seine Schwächen, nur sollen sie die herrschende Liebe des guten und rechtschaffenen bey ihm nicht verdunkeln.

Doch wir haben den Seneca in seiner Verbannung auf einer wilden, steinigten, unangebauten Insel mitten unter Barbaren gelassen. Von da schrieb er in dem ersten Jahre an seine Mutter ein Trostschreiben voll kindlicher Zärtlichkeit, voll schöner philosophischer Gedanken. „Meinen Zustand magst du dir also denken. Ich lebe vergnügt und munter wie bey den besten Glücksumständen; und allerdings sind das die besten; wo die Seele frey von allen andern Gedanken sich ganz ihren eigenthümlichen Beschäftigung widmen kann; und sich bald an leichtern Wissenschaften ergetzt, bald voll Wahrheitsbegierde zur Betrachtung ihrer eignen Natur und des Weltalls sich erhebt. Zuerst untersucht sie die Erde und ihre Lage; dann die Beschaffenheit des sie umfliessenden Meeres, seine Ebbe und Fluth: dann sucht sie alles was zwischen Himmel und Erde furchtbares ligt, zu kennen,

und so auch jenen stürmischen Zwischenraum, wo Donner und Blitze, das Wehen der Winde, Platzregen, Schnee und Hagel wüten; wann sie dann diese niedrigern Gegenden durchwandert, dann schwingt sie sich zu jenen höhern Gegenden empor und weidet sich an dem entzückenden Anblick göttlicher Gegenstände und eingedenk ihrer Ewigkeit dringt ihr forschender Blick in alles das, was ehmals war und was in allen Jahrhunderten seyn wird.“

So schrieb Seneca an seine Mutter; damals mag die Last der Verbannung noch nicht so schwer auf ihm gelegen seyn; oder er mag aus nicht ganz zu verwerfenden Gründen gut gefunden haben, also zu schreiben. Allein es ist noch eine andre Schrift vorhanden, die Seneca gegen das vierte Jahr seiner Verbannung geschrieben hat, worinn er den Polybius, einen Freygelaßnen des Kaysers Claudius, über den Tod seines Bruders tröstet; in derselben ist seine Sprache ganz niedergeschlagen und muthlos: und was noch mehr befremdet; er überhäuft den Polybius und den Kayser darinn mit den niedrigsten Schmeicheleyen; er giebt dem erstern solche Lobsprü-

che, daß Bewundrer des Seneca fanden, Polybius hätte sie für eine beissende Ironie, oder für die Sprache eines Bethörten halten müssen; sie glauben deswegen ein Feind des Seneca habe in frühern oder spätern Zeiten, da ihm eine solche Schrift beygelegt ward, auf seine Rechnung und zum Nachtheil seines Ruhmes diese Schrift erdichtet, und was noch gut und schön und seiner würdig darinn ist, aus seinen Schriften zusammengestoppelt; indessen ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß er im Anfang sein Loos mit Standhaftigkeit und Muth mag getragen, die Länge der Zeit ihn aber ermüdet haben, nachdem er alle Mittel sich über die Wogen der Widerwärtigkeiten zu erheben, erschöpfet; und das Verlangen nach seinen Kindern, seiner Mutter und seinen Freunden die Gründe seiner Philosophie kraftlos gemacht hatte. Klagt er doch selbst über Wankelmuth, wo er bald seinen Grundsätzen treu sey, bald aber durch äussere Dinge in seiner Gemüthsruhe erschüttert und ein Spiel der Leidenschaften werde. " Ich zeichne Lehren der Weisheit auf, schreibt er seinem Freunde Lucilius, die ich bey meinen eignen Geschwüren heilsam befunden; sind dieselben nicht ganz geheilet, so

ha-

haben sie doch aufgehört grösser zu werden. Nun zeige ich andern den richtigen Weg, den ich erst späthe und nach langem herumirren müde, kennen gelernt habe. „

Nachdem Messalina durch alle Arten von Verbrechen, das was die unbändigste, schamloseste und unmenschlichste Unzucht bezeichnen kann, weit übertroffen und durch die rasendeste Ausschweifung das Maaß ihrer Vergehungen voll gemacht hatte; wirklich findet die Geschichte keine Beyspiele so ausgearteter Lasterthaten, als in den Tagbüchern der Grossen und der Erdebeherrscher, deren Amt es ist den Menschen Gesetze zu geben und ihre Wohlfahrt zu besorgen angetroffen werden. — So kam durch Vorschub des Pallas, die Nichte des Kaysers Agrippina an Messalinens Stelle; oder sie riß, da sie seine Gemahlin ward, die Herrschaft ganz an sich. Ihre Unzucht war nur ihrer Herrschucht untergeordnet und einer unbegränzten Geldbegierde. Sie hatte schon von ihrer ersten Jugend an selbst durch blutschänderische Thaten die Regeln der Ordnung und Zucht überschritten, und so bald sie der Heyrath mit Claudius versichert war, so stiftete sie eine Verbindung zwischen ihrem Sohne

Do=

Domitius, den sie von ihrem ersten Gemahl Cn. Aenobarbus hatte und der Octavia, der Tochter des Claudius. Ihren Absichten stand das nicht im Weg, daß Octavia wirklich schon mit einem vornehmen Jüngling L. Silanus, den Claudius selbst dem Volke beliebt zu machen gesucht hatte, von ihrem Vater versprochen war. Silanus wartete nur bis auf den Tag dieser für ihn so unglücklichen von Agrippina gestifteten Heyrath und brachte sich selbst um. Damit die neue Kayserin nun sich nicht bloß durch böse Thaten bekannt machte, so wirkte sie bey dem Claudius die Zurückberufung von der Verbannung und zugleich die Prätorwürde für den Ann. Seneca aus. Sie glaubte dadurch eine dem Publicum wohlgefällige Handlung zu thun, weil die grossen Kenntnisse des Seneca allgemein bekannt waren. Ihr Sohn sollte bey dem Unterricht eines so geschickten Lehrers heran wachsen, und seine klugen Rathschläge sollten ein Mittel seyn, die Hoffnung der Herrschaft für ihren Sohn zu befördern. Sie glaubte, Seneca werde aus Dankbarkeit für diese Wohlthaten ihr ergeben und hingegen wegen der erlittenen Unbill dem Claudius abgeneigt seyn. Unumschränkt herrschte nun Agrippina

über das Römische Reich und über den Kayser. Nachdem sie die Lollia Paullina, die Callistus zur Gemahlin neben ihr vorgeschlagen hatte und Calpurnia, deren Schönheit Claudius ohne weitre Absicht lobte, beyseite geschaft, und reichen Römern, deren Reichthum sie nicht durch Schmeicheleyen an sich bringen konnte, durch falsche Anklagen dieselben entrissen, brachte sie es durch Pallas dahin, daß Claudius ihren Sohn Domitius, der nur zwey Jahre älter war als Brittannicus, des Kaysers eigner Sohn, an Kindesstatt annahm. Der Senat hieß diese Vorsicht des Kaysers gut, und machte ein Gesetz, vermöge dessen er in die Claudische Familie aufgenommen ward und den Namen Nero bekam. Zugleich bekam Agrippina den Zunamen Augusta.

Bald darauf mußte Nero vor der Zeit die männliche Toge anziehen, damit man ihn desto eher zur Regierung des Staates tüchtig hielte. Auf die schmeichelhaften Vorstellungen des Senats hin ließ sich der Kayser erbitten, daß Nero im zwanzigsten Jahre das Consulat anträte, und daß er indessen als ernennter Consul, ausser der Stadt Proconsular-Macht besässe und den Namen des Haupts

der Römischen Jugend führte. Zugleich wurden in seinem Namen den Soldaten und dem gemeinen Volk Geschenke ausgetheilt. Um die Gunst des Pöbels zu gewinnen, wurden auch Spiele im Circus gehalten, wo Britannicus im Knabenrocke, Nero im Triumphskleide vorbeyfuhr. Das Volk sollte den einen im Schmuck eines Imperators, den andern im Aufzuge eines Knaben erblicken und dann daraus beyder Bestimmung muthmassen. —

Zugleich wurden auch alle Centurionen und Tribunen, die einen aus erdichteten Ursachen, die andern unter einem ehrenhaften Vorwand entfernet; und bey gleichem Anlaß wurden alle von seinen Freygelassenen, bey denen man unbestechliche Treue antraf, weggeschaft.

Nero und Britannicus begegneten einander. Jener begrüßte diesen mit dem Namen Britannicus, dieser den andern mit dem Namen Domitius. Agrippina eilte dieses mit vielen Klagen als den Anfang der Zweytracht zu hinterbringen: Man verachte die Annahme an Kindesstatt; was der Senat beschlossen und das Volk gut geheissen, das müsse inner dem Pallaste nichts gelten. Es werde zum allgemeinen Schaden des Staates aus-

schlagen, wo man der Bosheit der Leute, die dem Britannicus so feindselige Gesinnungen beybrachten, nicht Einhalt thue. Claudius ließ sich durch solche Anklagen einnehmen; verbannte oder tödtete die besten Erzieher seines Sohnes; und übergiebt ihn denen, die seine Stiefmutter ihm bestimmte.

Noch traute sich Agrippina nicht, ihre vornehmsten Absichten auszuführen, so lange die Prätorianische Leibwache noch in den Händen des **Lusius Geta** und des **Rufius Crispinus** war, von denen sie glaubte, daß sie der Messalina und ihren Kindern aus Dankbarkeit zugethan seyen. Sie brauchte also zum Vorwand, es sey besser die Cohorten stehen unter den Befehlen eines einzigen Mannes; die Disciplin könne alsdann viel genauer seyn, und so ward das Commando dem **Burrhus Afranius**, der im Krieg sich grossen Ruhm erworben, übergetragen. Burrhus wußte wohl, wem er diese Befehlshaberstelle zu danken hatte.

Diesem Burrhus, der grosse Kenntniß des Kriegswesens und strenge Sitten besaß, wurden neben dem Seneca die Aufsicht und die Bildung des Nero's anvertrauet; beyde hatten glei-

gleiche Macht und Ansehn, und wandten sie einträchtig zu gleich guten Absichten an. Seneca gab dem Nero Unterricht in der Wohlredenheit, und suchte ihm Tugend und Rechtschaffenheit angenehm zu machen. Nero hielt als Jüngling in dem Forum und in dem Senat Reden, die, wie man glaubte, Seneca verfertiget hatte; er ließ ihn darinn solche Gesinnungen der Gerechtigkeit, Güte und Gelindigkeit vortragen, daß die Schaam ihn einst hinterhalten sollte, denselben untreu zu werden. Es sollten diese Proben rühmlichen Studierens und der Geschicklichkeit im Vortrage dem Prinzen Achtung und Werthschäzung erwerben, und zugleich für Seneca ein Zeugniß ablegen, wasfür gute Grundsätze er dem jungen Fürsten beybringe. Er hielt daher in dem sechszehnten Jahre seines Alters, da ihm Octavia wirklich angetraut ward, eine Rede zu Gunsten der Ilienser, wo er sehr beredt zeigte, wie die Römer von Troja herstammen, wie Aeneas der Urheber des julischen Stammes sey, und erhielt dadurch, daß die Ilienser von allen öffentlichen Beschwerden freygesprochen wurden. Durch eine andre Rede wirkte er der Bononiensischen Colonie, die durch eine Feuersbrunst verwüstet

worden, ein Geschenk an Gelde aus. Den Apamiensern, die durch Erdbeben gelitten, ward der Tribut auf fünf Jahre nachgelassen.

Indessen hatte Claudius bey Tische in der Trunkenheit eine Wort fallen lassen, (es sey einmahl sein Geschicke, die Lasterthaten seiner Gemahlinnen eine Zeit lang zu leiden, und dann zu strafen,) das Agrippina in Furcht setzte; sie beschleunigte also die Ausführung ihrer Absichten; zuerst aber wollte sie eine andre Person, die ihr gefährlich werden konnte, aus dem Wege schaffen; dies war die Schwester ihres ersten Gemahls Domitius Aenobarbus; Domitia Lepida. Diese suchte sich bey ihrem Neffen dem Nero in Gunsten zu setzen, und wirklich war sie für Agrippina gefährlich; sie stammte vom Augustus her, und war also vornehm; an Alter, Schönheit, Reichthum waren sie nicht sehr verschieden, beyde waren unkeusch, schamlos, gewaltthätig. Lepida suchte den Jüngling durch Geschenke und Liebkosungen zu gewinnen, da hingegen Agrippina rohe und trotzig sich bezeigte; ihrem Sohne zwar die Herrschaft zu verschaffen suchte, es aber nicht leiden konnte, wann er herrschen wollte. Man such-

te einige Anklagen gegen Lepida auf, und verurtheilte sie zum Tode. Narcissus ein Freygelassener und Günstling des Kaisers, hatte sich zwar dagegen gesetzt; die Macht der Agrippina fieng ihm an, je länger verdächtiger zu werden. Claudius erkrankte, gieng zu einer Erholung nach Sinuessa. Da ließ ihm Agrippina von der Locusta, einer Giftmischerin, die am Hofe eine wichtige Person war, bereitetes Gift geben, und da die Natur sich helfen wollte, mußte der Arzt Xenophon noch vollends zu Hülfe kommen, und ihm Gift mit einer Feder in den Rachen bringen. So starb Claudius.

Man hielt zuerst seinen Tod verborgen; endlich erschien mitten am Tage bey plötzlich geöfneten Pforten des Pallastes Nero im Begleite des Burrhus und gieng heraus zu der Prätorianischen Wache. Hier ward er auf Anmahnen des Befehlhabers mit feyerlichem Zurufen empfangen: Hernach in einer Sänfte in das Lager getragen, wo er eine Rede hielt, wie die Umstände es mitbrachten; Geschenke den Soldaten versprach, und hierauf zum Imperator ausgerufen ward. Dem Soldaten stimmte hernach der Senat bey, und in den Provinzen fand es auch keinen Anstand.

Dem Claudius wurden göttliche Ehren zuerkannt und ein Leichenbegängniß wie dem vergötterten Augustus gehalten. Agrippina wollte hierinn die Pracht ihrer Verwandtin Livia nachahmen. Die Lobrede hielt ihm Nero. So lange er von Claudius den Adel seines Geschlechts, die Consulate und Triumphe seiner Vorfahren herzählte, war man aufmerksam; da er von seiner Kenntniß der schönen Wissenschaften redete, wie unter seiner Regierung dem Staate nichts trauriges von aussen her begegnet, hörte man es noch willig an; da er aber auf seine Klugheit und Weisheit zu reden kam, so konnte niemand das Lachen hinterhalten, ungeachtet die Rede von Seneca aufgesetzt, und voll Kunst und Schmuck war: Denn Seneca besaß wirklich einen Anmuths-vollen Vortrag, (dies bemerkt Tacitus) der den Ohren dieses Zeitalters angemessen war. Aeltere Männer machten dabey die Anmerkung; Nero sey von denen, die zur höchsten Gewalt gelanget, der erste, der der Beredsamkeit eines andern bedurft habe.

Eine andre Rede, die Nero beym Antritt seiner Regierung vorlas, und die eben denselben Verfasser hatte, erhielt einen solchen Beyfall, daß der Senat erkannte, diese

Re-

Rede soll in eine silberne Säule eingegraben, und alljährlich, wenn die neuen Consuln die Regierung antretten, vorgelesen werden. Diese Rede sollte ihnen in Zukunft in Absicht auf den Nero eine schriftliche Versicherung für eine gerechte Regierung seyn. In dieser Rede entwarf er ein Muster seiner Regierung, machte den Senat mit seinen Absichten bekannt; sagte ihnen, er wolle sie nach dem Vorbild des Augustus beherrschen; und dies können sie um so viel zuverläßiger von ihm erwarten, da er seine Jugendjahre weder in Bürgerkriegen noch Familienzwistigkeiten zugebracht, so daß er weder seinem Hasse Opfer zu bringen, noch erlittene Unbill zu rächen habe. In der innern Einrichtung der Staatsverwaltung wolle er alles das zu vermeiden suchen, was dieselbe so verhaßt gemacht hatte. Er selber wolle nicht über alle Geschäfte Richter seyn; Kläger und Angeklagte sollen nicht mehr gleichsam in ein einiges Haus eingesperret, den Ausspruch weniger gewaltthätiger Richter erwarten. In seinem Pallaste soll nichts feil seyn, nichts durch niedrige Kunstgriffe der Bewerbung erhalten werden. Der Senat soll wieder wie vormahls seine verschiedenen Aemter ausüben; Italien und die Pro-

vinzen sollen vor dem Tribunal der Consuln erscheinen; und diese sollen ihnen den Zutritt vor den Senat eröfnen; er selber wolle für die ihm aufgetragenen Kriegsheere besorgt seyn.

Wirklich geschah auch gar vieles nach diesen Versprechungen: Der Senat machte viele Verordnungen nach seinem Gutbefinden; z. B. daß man niemand zu Führung eines Rechtshandels mit Belohnung oder Geschenken erkaufen soll: Daß keinem ernannten Quästor die Nothwendigkeit auferlegt würde, Fechterschauspiele zu geben. Nero unterließ auch keinen Anlaß, wo er Proben von Freygäbigkeit, Gelindigkeit und Huld geben konnte. Schwerere Auflagen schaffte er entweder gänzlich ab, oder er verminderte sie. Die Belohnungen der Angeber wurden auf einen Viertheil herabgesetzt; er ließ auch dem Volk Mann für Mann Geld austheilen. Vornehmen Senatoren, die kein Vermögen hatten, wies er ein jährliches Gehalt an. Der Prätorianischen Wache ließ er jeden Monat unbezahlt Getreide geben. Wann ihm der Senat für solche Verordnungen Danksagungen zuerkannte, antwortete er: Erst dann, wann ich es wirklich werde verdient haben. Als Burrhus dem Nero das Urtheil zweyer Strassenräuber

zu

zu unterschreiben übergab; dies aber oft aufgeschoben worden, und Burrhus endlich darauf drang, daß es doch einmahl geschehen mögte, reif Nero aus: Ich wünschte nie schreiben gelernt zu haben!“ Dieser Ausspruch, schreibt Seneca, war es Cäsar, was mich vornemlich anreitzte, von dem gnädigen Betragen der Fürsten zuschreiben. Mit Bewunderung hörte ich diesen Ausspruch aus deinem Munde; mit Bewunderung erzählte ich hernach ihn andern. Ein Ausspruch voll edeln Sinnes, voll Großmuth und ausnehmender Sanftmuth. Er war nicht erkünstelt, nicht bestimmt den Ohren der Gegenwärtigen zugefallen; er brach unmittelbar aus deiner Brust hervor, und zeigte jedermann, wie viel das, was deine hohe Würde von dir fodert, die natürliche Güte deines Herzens kostet. — Ein Ausspruch, den alle Völker hören sollten, die unter der Römischen Herrschaft stehen, alle die daran gränzen, deren freye Verfassung oft wanket, und alle, die mit Stärke und Muth sich dagegen erheben. Ein Ausspruch, der wo immer unter den Sterblichen eine Volksversammlung ist, sollte ausgesprochen werden, und auf den Herrscher und Könige schwören sollten! Ein Ausspruch würdig der Zeiten,

wo Unschuld das ganze menschliche Geschlecht beglückte, würdig das goldene Zeitalter der Vorwelt wieder herzustellen. Nun wär' es einmahl Zeit, sich allgemein zu Recht und Tugend zu vereinigen, und die Begierde nach fremdem Gut, die fruchtbare Quelle aller Uebel, aus den Gemüthern der Menschen zu verbannen. Jtzt ist es Zeit, daß Frömmigkeit und Redlichkeit nebst Treue und Mäßigung ihr Haupt wieder empor heben, und die Laster, die die Herrschaft so lange Zeit an sich gerissen, endlich einmahl einem glücklichen und schuldlosen Jahrhundert Platz machen.

" Und daß dieses geschehen werde, fährt er fort, das darf man jtzt gröstentheils hoffen und seine Hoffnung gestehen. Diese von dir bewiesene Sanftmuth wird von einem zu dem andern übergehen, und allmählig durch den ganzen Cörper des Reichs sich verbreiten, und alles wird sich nach deinem Muster bilden. Vom Haupt steigt die Gesundheit in die Glieder herab. Diese sind lebhaft und munter, oder von Trägheit erschlaffet, so wie die sie belebende Seele lebhaft oder kraftlos ist. Die Bürger, die Bundsgenossen werden sich bestreben, würdige Gegenstände deiner Güte zu seyn; auf dem ganzen Erdkreis wer-

den tadellose Sitten wiederkehren; deine Rechte wird vom Straffen ruhen können. — Laß es dir gefallen, daß ich mich länger hierbey aufhalte; es geschiehet nicht deinen Ohren zu schmeicheln; denn es ist nicht meine Sitte. Lieber wollte ich mit Wahrheit mißfallen, als mich durch Schmeicheleyen gefällig zu machen suchen? Was ist also dabey meine Absicht? diese, ich wünsche dich mit deinen schönen Thaten und Reden recht sehr vertraut zu machen, damit das, was bey dir jtzt noch von dem Trieb eines guten Naturells herrührt, eine Wirkung des reifen Urtheils werden möge. Und da kömmt es mir immer merkwürdig vor, daß viele dergleichen starke Aussprüche, die aber nach ihrem Innhalt abscheulich sind, in das gemeine Leben der Menschen gekommen und überall bekannt worden sind; wie jener.

Man hasse mich, wenn ich nur fruchtbar bin.

Und jener diesem ähnliche griechische Vers, wo jemand wünscht, daß wann er todt sey, sich Erde und Feuer mit einander vermischen möge, und andre von diesem Gepräge. Dabey finde ich es sonderbar, wie Leute von grausamer und menschenfeindlicher Gemüths-

müthsart gleichsam einen biegsamern Stoff vorfanden, ihre starken und wilden Gedanken auszudrücken. Niemals hörte ich hingegen aus dem Munde eines gütigen und sanften Mannes einen Ausspruch von solcher Stärke, wie der deine. — Was ist nun das, was ich ich von dir verlange? Dieses, daß du zwar selten, und mit Widerwillen und nach langem Zögern das schreibest, was dir das Schreiben verhaßt gemacht hat; aber wie du wirklich thust, erst nach langem Zögern und manchem Verschub.

In dem Anfang des ersten Theils dieser Abhandlung schildert Seneca den entzückenden Gemüthszustand eines Beherrschers, der sich bewußt ist, mit Güte, Gelindigkeit und Sanftmuth sich gegen seine Unterthanen betragen zu haben; er sucht ihn durch die starken Lobsprüche, die er ihm über den Anfang seiner Regierung giebet zur Standhaftigkeit im Guten aufzumuntern, so wie die Reden voll gütiger Gesinnungen, die er ihn selbst von Zeit halten ließ, es ihm unmöglich machen sollten, denselben jemahls untreu zu werden.

" Ich nahm mir vor, schreibt er, von der Fürsten Gnade eine Abhandlung zu schreiben; sie sollte dir gleichsam anstatt eines Spie-

Spiegels dienen, worinn du dein eigen Bild erblicken, und dabey die entzückendeste unter allen Freuden fühlen solltest. Der wahre Genuß guter Thaten ist zwar, sie gethan zu haben, und der Tugenden würdigste Belohnung ist in den Tugenden selbst, dennoch ist es entzückend, sein eignes gutes Gewissen näher und von allen Seiten zu betrachten, und dann seine Augen auf jene unermeßliche Menge von Menschen zu richten, die von Zweytracht, Aufruhr und Gewaltthätigkeit angetrieben, andre und sich selber mit Freuden in das Verderben stürzen würden, wenn sie jenes Joch zerbrechen könnten, und dann zu sich selber zu sagen:

" Unter allen Sterblichen bin ich darzu ersehen und bestimmt, auf Erden das Amt der Götter zu vertretten; ich bin Herr über Leben und Tod; was jeder für ein Loos und Stand bekommen solle, ist in meiner Hand. Was das Glück jedem Sterblichen für Geschenke bestimme, erklärt es durch meinen Mund: aus meinen Antworten schöpfen Völker und Städte Ursachen der Freude. Wo irgend eine Gegend blühet, so geschiehet es durch meine Gunst und Gnade. So viel tausend Schwerdter, die der von mir bewil-

ligte

kelheit ans Licht hervorgezogen habe, Rechenschaft geben müßte. Für den einen redt bey mir seine grosse Jugend, für den andern sein hohes Alter. Bald übersehe ich etwas der hohen Würde, bald dem geringen Stand; und wann ich keine Ursache fand, Gnade zu erweisen, so schonte ich mir selber. Wann mich heute die unsterblichen Götter zur Reschenschaft aufforderten, so bin ich bereit, das ganze menschliche Geschlecht ihnen vorzuzählen.

" Ja das kannst du Cäsar, keck von dir sagen, von allem dem, was deinem Schutz und Obsorge anvertrauet worden, sey von dir weder mit offener Gewalt noch mit heimlichen Kunstgriffen dem Staat nichts entwendet worden. — Aber deine Mühe ist auch nicht verloren, da du noch dem seltesten Lob, das noch kein andrer Beherrscher erhalten, nach tadelloser Unschuld strebtest: deine ganz ausserordentliche Güte hat Leute zu Richtern gefunden, die weder Undankbarkeit noch Bosheit hinterhält, dieselben nach Würden zu schätzen. Jedermann dankt dir dafür. Kein Mensch war jemals einem andern Menschen so theuer als du es dem ganzen Römischen Volke bist, bestimmt sein gröstes und dauerhaftes Gut zuseyn. Indessen hast du dir da-

mit

figung nicht, daß sie nach ihrer Befriedigung aufhören sollten; sie gehen vom grossen zu immer noch grösserm fort. Im wirklichen Besitze ganz unverhofter Güter erlaubt man sich ganz unbegränzte Hoffnungen. Indessen müssen doch alle deine Mitbürger das gestehen, daß sie glücklich sind, und auch das, daß ihr Wohlstand keines Zuwachses als der Fordauer fähig sey. Und da ist gar manches, das ihnen dieses Geständniß abnöthiget, und doch ist keines, das den Menschen mehr Mühe kostet, da ist allgemeine Ruhe und Sicherheit mit dem Genuß alles Ueberflusses, da ist eine über alle Unbill erhabene Verwaltung der Gerechtigkeit. Jedermann siehet vor seinen Augen die glücklichste Staatsverfassung, wo zur vollkommenen Freyheit nichts fehlet, als die Freyheit sie zu Grund zurichten. Was aber grosse und kleine gleich mit der innigsten Bewunderung erfüllet ist deine Gnade. Von den übrigen Vorzügen hat jeder nach Maaßgabe seiner Glücksumstände mehr oder weniger zu geniessen und zu hoffen. Aber die Gnade flößt allen die gleichen Hoffnungen ein. Kein Mensch kann sich so getrost auf seine Unschnld verlassen' daß er sich nicht freuen sollte Gnade vor sich zu erblicken, die

bereitwillig ist menschlichen Verirrungen Nachsicht wiederfahren zu lassen.

Im Verfolg vergleichet er die Regierung des Nero mit den letzten Jahren des Augustus. " Niemand, sagt er, wird sich erkühnen, den vergötterten Augustus mit deiner sanftmüthigen Regierung zu vergleichen, wann er auch sein mehr als reifes Alter deinen jugendlichen Jahren entgegen setzen wollte. Gesetzt, August habe Mäßigung und Gnade erzeigt, so geschahe es doch erst, nachdem er das Meer bey Actium mit Römischem Blute gefärbet, nachdem seine und die Schiffflotte seines Gegners in Sicilien zertrümmert worden; erst nach jenen Perusinischen Altären und Aechtungen. Ermüdete Grausamkeit heisse ich nicht Gnade Das ist aber wahre Gnade, Cäsar, die du beweisest, die nicht erst da anfängt, wann man des Wütens überdrüßig wird, nein, die sich durch keine schlimme That befleckt; kein Bürgerblut vergossen zu haben, das ist Gnade. Im Besitz der allerhöchsten Gewalt ist das wahre Mäßigung, die die Liebe des ganzen menschlichen Geschlechts verdient, wann man sich von keinen Begierden entflammen, zu keinen unbesonnenen Handlungen hinreissen, durch die Beyspiele

der

der Vorfahren in der Regierung sich nicht verführen läßt, einen Versuch zu machen, was für Schritte man sich gegen seine Mitbürger erlauben dörfe; vielmehr warest du der selbst, der die Schärfe seiner Macht stumpf machte. Du sichertest Rom vor Blutvergiessen und das Lob, das du mit einer gewissen Hoheit der Seele dir selbst gabest, daß auf dem ganzen Erdkrais kein Tropfe Blutes um deinetwillen vergossen worden, ist um so viel grösser und bewundernswürdiger, da keinem andern das Schwerdt eher anvertrauet worden. Gnade verschaft den Herrschern neben dem Ruhm auch Sicherheit; sie ist die Zierde der obersten Gewalt und zugleich ihre sicherste Stütze. Oder ist wohl ein andrer Grund, warum Könige ruhig alt geworden und ihre Reiche auf ihre Kinder und Enkel gebracht; die Macht der Tyrannen hingegen allgemein verabscheuet und kurz ist? Worinn bestehet aber der Unterschied zwischen einem Tyrannen und einem König? Das äussere ihres Glückes und ihrer Macht ist gleich: Tyrannen aber verfahren strenge aus Herzenslust und Könige nur, wann sie eine gültige Ursache und die Nothwendigkeit dazu bestimmt.»

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Aus diesen pathetischen und Nachdrucksvollen Vorstellungen ersiehet man deutlich, wie sehr Seneca es seinem Zögling sittlich unmöglich zu machen gesucht, ein schlimmer Beherrscher des Römischen Staates und seinen Vorfahren ähnlich zu werden: feyerliche Versprechungen in den gehaltenen Reden, wo er selbst das Bild einer gütigen und gerechten Regierung entwerfen mußte; die Erwartungen, die man aus jedem Schritt, der Lob und Beyfall verdiente, schöpfte, die man allgemein bekannt machte; die Aufklärung, die Seneca über die Vortheile einer gelinden Regierung gab; Belehrungen, die noch in unsern Tagen zur Einschränkung der allgemeinen Härte, womit man so leicht zu Todesstraffen schreitet, benutzt worden. Alles dieses sollte den Nero auf die rechte Bahn führen. Wie er auch seinem Hange, durch Talente des Geistes zu schimmern geschmeichelt, wird man nicht können unbemerkt, lassen; Seneca suchte ihn bey seinem Verstande, und seinem Herzen, bey jeder unschuldigen Schwachheit zu fassen, doch eben diese Künste eines tiefsehenden Hofmeisters, eben dieser Aufwand einer schmeichelnden und zugleich belehrenden Beredsamkeit macht es

wahr=

wahrscheinlich, daß Seneca schon zum voraus geahndet habe, was für schlimme Anlagen bey seinem Zögling seine besten Absichten zu vernichten drohen: und daß das nicht unbegründet seyn mag, was ein alter Scholirst des Juvenals hierüber erzählt. Seneca, sagt er, nachdem er zum Unterricht des jungen Fürsten von Agrippinen in den Pallast eingeführt worden, merkte bald sein wildes und grausames Naturell und suchte es milder zu machen; er sagte deswegen oftmals zu seinen vertrauten; er besorge, wann dieser wilde Löwe einmahl Menschenblut gekostet habe, so mögte bey ihm die angeborne Grausamkeit die Oberhand gewinnen, und das war auch um so viel eher zu erwarten, da so viele Beyspiele des Lasters, besonders seiner Mutter so wohl als seines Vaters von allen Seiten die Frucht des Unterrichts vereiteln mußten; da ein Heer der verderblichsten Schmeichler auf ihn warteten, ihn durch die Reitze der Wohllüste der lockenden Tugend zu entreissen, wie wir in der Fortsetzung dieser Geschichte zu zeigen Anlaaß haben werden.

* * *

Noch wollen wir einen Vorwurf berühren, den man Seneca in ältern und neuern Zeiten häufig machte und der sich von ebendemselben P. Suilius bey dem Dio Caßius herschreibt, von welchem wir beyläuftig doch die Anmerkung nicht vergessen müssen, daß er dem Cato, Cicero und allen grossen Männern Roms nicht günstig gewesen und sie in seiner Geschichte ziemlich zum Nachtheil geschildert hat. Seneca, sagen sie, hat anders gehandelt und anders philosophiert. Er hat die Reichen getadelt und doch sieben und eine halbe Million besessen. Pracht und Ueppigkeit an andern verdammt und doch fünfhundert Dreyfüsse von Citronenholz mit elfenbeinern Füssen, die ganz gleich waren, besessen und darauf Mahlzeiten gehalten. Aus diesem und ähnlichem könne man sehen, wie üppig er gelebt habe; seine Gemahlin sey eine vornehme Dame gewesen und doch habe er in seinem Hause noch andre zu den Vergnügungen bestimmte Personen gehabt; dies und dergleichen mehr sagten seine Feinde über ihn und in unsern Tagen muß er nach dem Ton, den Rochefaucault zuerst angab, von allen verdächtigen Freunden der Tugend als ein Heuchler sich zur Schau stellen lassen.

sen. Wir wollen aber hierüber seine eigne Schutzrede anhören.

Sollte nun jemand von denen, deren Gewohnheit es mitbringt, die Philosophie anzubellen, sagen: warum zeigest du in deinen Reden mehr Muth und Stärke als in deinem Leben? Warum stimmest du in Gegenwart eines höhern deine Sprache so sehr herab? Wie kömmt es, daß das Geld in deinen Augen ein so nothwendiges Mittel des Fortkommens ist, uud ein Verlust so viel Eindruck bey dir macht? Daß du bey der Nachricht von dem Tode deiner Gattin oder deines Freundes Thränen vergiessest; so viel Rücksicht nihmst auf den Ruf und boshafte Reden dir so wehe thun? Warum ist dein Feld mit grössrer Sorgfalt angebaut als die Natur erfordert? Warum richtest du deine Mahlzeiten nicht nach deinen eignen Vorschriften ein? Was soll dir das allzuschimmernde Hausgeräthe? Warum trinkt man Wein bey dir, der älter ist als du selber? Warum wird er den Jahren nach aufbewahrt? Wozu werden Bäume gepflanzt, die nichts nützen als daß sie Schatten geben? Warum trägt deine Gemahlin den ganzen Reichthum eines begüterten Hauses an ihren Ohren?

Warum kleiden sich deine Pagen in kostbarem Stoffe? Warum ist es eine Kunst bey dir bey Tische aufzuwarten? Warum darf das Silbergeräthe nicht nach eignem Gutbefinden, oder wie es vor die Hand kommt, gestellt werden? warum muß bey der ganzen Aufwart alles nach dem grossen Ton hergehen, so daß auch ein eigner Vorschneider nöthig ist? —

Zu diesem mag man noch hinzufügen, wann man will: warum hast du Besitzungen jenseits des Meeres? Warum besitzest du mehr als du selbst weissest? Schändliche Nachläßigkeit ist es entweder einige wenige Sklaven nicht zu kennen; oder grosse Ueppigkeit, mehr dergleichen zu haben als das Gedächtniß zu fassen vermag. Man lasse mich nur dieses für itzt hierauf antworten; nachher will ich selbst schmähen helfen, und noch mehrere Vorwürfe mir machen als man vermuthet.

Ich bin für einmahl kein Weiser, und zur Weide deiner Bosheit, werde ich es auch niemahls seyn. Nicht den besten ähnlich, sondern besser als die schlechten zuseyn, das ist die Fodrung, die ich an mich selber mache. Mir ist es genug, täglich von meinen Lastern

et-

etwas abzulegen, und meine Vergehungen zu bestraffen. Zu völliger Gesundheit bin ich nicht gelanget, werde auch nie dazu gelangen: für mein Podagra brauche ich Linderungs- nicht Heilungsmittel, wol zufrieden, wann die Anfälle nur seltener, nur weniger quälend sind. Ja freylich mit euern Füssen verglichen, bin ich ein schwacher Läufer.

Dies sage ich aber nicht mir zu gut, da ich selbst noch tief in den Lastern stecke; sondern für den, der es weiter gebracht hat. Allein, sagen jene immer, du redest anders als du lebst. Das ist eben der Vorwurf, den boshafte Menschen, der reinsten Tugend erbitterste Feinde, dem Plato, dem Epikur, dem Zeno machten. Alle diese redten nicht davon, wie sie selber leben, nein, wie man leben müsse. Ich rede von der Tugend, nicht von mir. Wann ich auf die Laster schimpfe, so schimpfe ich vornemlich auf meine eignen. Wann es mir immer möglich ist, so will ich trachten zu leben, wie ich soll; und jene vergiftete Bosheit soll mich nicht abschrecken der höchsten Vollkommenheit nachzustreben. Alles das Gift, womit ihr andre bespritzet, euch selber tödtet, soll mich nicht verhindern, fortzufahren ein Leben zu loben, das ich zwar

nicht selbst führe, von dem ich aber weiß, daß man es führen soll, soll mich nicht abhalten, die Tugend heilig zu verehren, und ihr kriechend zwar und in weiter Entfernung zu folgen. — Sollte ich wohl erwarten, daß etwas vor der Bosheit sicher seyn sollte, der weder Rutilius, noch Cato unverletzlich war? wie dörfte ihnen nicht leicht jemand zu reich scheinen, da ihnen der Cyniker Demetrius nicht arm genug ist? Dieser beherzte Mann, der alle Bedürfnisse der Natur muthig bestritt, und gewiß dürftiger als alle Cyniker war, da er sich nicht nur etwas zu besitzen versagte, sich auch etwas von andern zu fodern nicht gestattete. Und doch sagen sie immer: er sey nicht arm genug. Allerdings. Er gab sich für einen Lernjünger der Tugend, nicht der Armuth aus.

Wenn der Epicureische Philosoph Diodor binnen wenigen Tagen seinem Leben mit eigner Hand ein Ende machte, so behaupten eben diese, er habe daran nicht nach den Lehrsätzen des Epikurs gehandelt, daß er sich selber die Gurgel abschnitt. Die einen erklären diese Handlung für Wahnsinn, die andern für Unbes nnenheit, Indessen gab er beglückt in sich und voll guten Bewußtseyns sich selbst

ber

bey seinem Abschied aus diesem Leben ein gutes Zeugniß und lobte ein Leben, das er im Hafen, durch den Anker vor Stürmen gesichert, ruhig zugebracht hatte und sagte:

Nun ist mein Leben gelebt, vollbracht
die Laufbahn des Schicksals.

Aber das ist eben das, was ihr so ungern höret, als wann man dasselbe auch von euch erwartete. Immer stellet ihr über das Leben, den Tod andrer Untersuchungen an und bellet den Namen durch vorzügliche Verdienste grosser Männer an, wie kleine Hunde unbekannte Leute, die ihnen vorkommen. Daß man niemanden für rechtschaffen halte, ist euer Vortheil. Tugend an andern muß euch immer eure Vergehungen vorrücken. Es ist euch zuwider, etwas so glänzendes mit eurer eignen garstigen Aufführung zu vergleichen und vielleicht sehet ihr selber nicht einmahl ein; wann ihr es dennoch waget, wie viel ihr dabey auf das Spiel setzet. Denn wenn die Anhänger der Tugend geitzig, wohllüstig, ehrsüchtig sind; was seyd ihr wohl? Leute, denen selber der Namen der Tugend verhaßt ist? Ihr behauptet immer, es thue keiner was er sage, niemand lebe nach dem Muster, das er in seinen Reden vorhält. Darf uns

aber

nicht hinauf steigen, darf man sich darüber verwundern, da sie an so steile Höhe sich wagten? Verehre Männer, die grosses unternehmen, auch dann noch, wann sie herabstürzen. Mit Hinsicht auf die Kräfte der Natur nicht auf seine eignen, etwas hohes zu wagen, Versuche zu machen, und Entschlüsse zu fassen, die grösser sind, als daß sie selbst von Männern von hohem Geist könnten ausgeführet werden, zeuget immer von Edelmuth. Laß jemand folgende Entschlüsse fassen. —

Den Tod will ich mit eben derselben Miene ansehen, womit ich von ihm höre — Arbeiten, so groß sie auch immer seyn mögen, will ich mich willig unterziehen, der Geist soll dabey den Cörper unterstützen. — Reichthümmer will ich, sie mögen da oder weg seyn, gleich verachten; ligen sie anderswo, so soll es mich nicht trauriger; glänzen sie um mich her, so soll es mich nicht muthiger machen; gleich unempfindlich gegen das Glück, es mag kommen, oder sich entfernen. — Alle Ländereyen will ich als die meinigen, und die meinigen als allen angehörend ansehen. — Ich will so leben, wie einer der weiß, daß die Natur ihn zum wohl seiner Nebenmenschen bestimmte, und dafür gegen sie erkanntlich

seyn:

seyn: denn wie hätte sie besser für mich sorgen können, als da sie mich allen und alle mir gab? — Was ich besitze will ich nicht verschwendrisch weg werfen: von allem aber will ich nichts besser zu besitzen glauben, als was wohl angebracht verschenkt worden: dabey aber will ich die Gutthaten nicht nach der Anzahl, nicht nach dem Gewichte, sondern einzig nach dem Werth schätzen, den derjenige ihnen giebt, der sie empfängt: was ein würdiger bekömmt soll mir niemals zuviel seyn. — Nichts will ich um der Meynung andrer, alles um meines Gewissens willen thun; und was ich jedermann unbekannt thue, will ich glauben in Gegenwart des ganzen Volkes zu thun. — Beym Essen und Trinken soll mein Ziel seyn die natürlichen Bedürfnisse zu stillen, nicht den Bauch zu füllen und wieder auszuleeren. — Frölich will ich gegen Freunde und sanft und gefällig gegen Feinde seyn; ehe man mich anspricht, soll man seine Bitte gewährt sehen, und anständigen Bitten will ich vorkommen. — Die Welt will ich für mein Vaterland ansehen, und die Götter als Beherrscher desselben erkennen; die über mir, neben mir aller Orten stehen, als Richter meiner Thaten und

Re-

Reden. — Wann es immer der Natur gefällt meinen Geist zurückzufodern, oder die Vernunft ihn entläßt, will ich mit der Bezeugung von hinnen scheiden, daß ich ein gutes Gewissen und jedes gute Bestreben geliebet; keinem an seiner Freyheit Abbruch gethan, doch am wenigsten mir selber.

Wer dies zu thun sich vornimmt, es bey sich beschließt, Versuche macht, der ist auf dem Wege zu den unsterblichen Göttern; ja wann er auch sein Ziel nicht erreicht, so ist seine fehlgeschlagene Unternehmung immer doch groß. Und ihr, wann ihr die Tugend und ihre Verehrer hasset, so ist dies nichts neues; scheuen doch auch kranke Augen das Licht der Sonne: meiden doch die Nachtthiere das helle Tageslicht, und macht sie sein erster Anbruch betäubt, so daß sie ihren Schlupfwinkeln zu gehen und sich lichtscheuhe in irgend einer Ritze verbergen. Schreyet nur und übet eure unglückliche Zunge an Schmähungen rechtschaffener Menschen: setzet an und beisset: allein ihr sollet eher eure Zähne zerbrechen, als daß Spuren davon zurück bleiben sollen.

Warum ist jener ein Verehrer der Philosophie und lebt doch mitten im Reichthum?

Wa=

Warum sagt er, man müsse die zeitlichen Güter verachten, und besitzt doch Güter? Warum glaubt er, man solle das Leben verachten und lebt doch? Warum soll man die Gesundheit verachten und trägt dennoch zu derselben die gröste Sorgfalt und wünschet so sehr als möglich gesund zuseyn? Warum hält er Verbannung für ein leeres Wort und sagt, was ist es denn für ein so grosses Uebel eine Gegend an die andre zu vertauschen; und doch wird er, wann es ihm vergönnet wird, im Vaterland alt? Warum entscheidet er, es sey zwischen einer längern und kürzern Zeit kein Unterschied und doch verlängert er, wo ihn nichts daran verhindert, sein Lebensalter und geniesset des hohen Alters in ruhiger Munterkeit? Allein er behauptet; man müsse dieses alles gering schätzen; nicht daß man es nicht soll besitzen, nur soll man es ohne Kummer besitzen. Er stößt es nicht von sich; wann es sich aber entfernet, folgt er ihm ruhig nach. Und wo könnte die Glücksgöttin ihre Reichthümer wohl sichrer in Verwahrung geben als da, wo sie dieselben ohne einige Klage über die Zurückgabe wieder einfodern kann? M. Cato, der immer den Curius und Coruncanius und je-

nes

nes Jahrhundert erhob, wo einige Silberblättgen zu besitzen ein Vergehen war, das der Censor nicht ungeahndet hingehen ließ, besaß doch selbst bey hunderttausend Thaler freylich weniger als Crassus, doch mehr als Cato der Censor. Wann man nun in Absicht auf den Reichthum beyde Catonen mit einander vergleicht, so übertraf der jüngere Cato seinen Aeltervater in weit grösserm Grade als er darinn von Crassus übertroffen ward. Und wann ihm auch noch grössere Reichthümmer zugefallen wären, so hätte er sie nicht verschmähet. Denn ein Weiser glaubt keiner Geschenke des Glückes unwürdig zu seyn. Er liebet die Reichthümmer nicht, doch hat er sie lieber als keine: In seinem Hause giebt er ihnen Platz aber nicht in seinem Gemüthe: und wann er Reichthum bereits besitzt, wirft er ihn nicht weg, er behält ihn und zwar in der Absicht, damit er ihm reichern Stoff zur Ausübung der Tugend an die Hand biete.

Kann darüber wohl der geringste Zweifel statt haben, daß ein Weiser bey dem Reichthum bessre Gelegenheit habe die Grösse seiner Seele zu zeigen als bey der Armuth? Bey dieser letztern ist die einzige Tugend,

noch die Weisheit verurtheilt arm zu seyn. Ein Weltweiser mag also grosse Haabe besitzen, aber Haabe, die niemand anderm entzogen worden, die nicht mit fremden Blute besudelt, ohne jemanden Unrecht zu thun, ohne niedrigen Gewinnst erworben ist; die auf eine eben so ehrenhafte Art wieder fortgeht, als sie kam, und darüber niemand als nur ein böswilliger Mensch seufzet. Laß diese Haabschaft noch so groß seyn, sie ist doch tadellos; jeder wird darunter manches finden, daß er als das seinige anzusprechen wünschte, nichts, das er als sein ansprechen kann. — Der Weise wird die Mildigkeit des Glückes nicht von sich ablehnen und mit einem durch ehrliche Mittel erworbenen Erbgut weder groß thun noch darüber schamroth werden. Und doch wird er auch Grund haben, sich desselben zu rühmen, wann er sein Haus aufthun, der ganzen Stadt freyen Zutritt geben und sagen kann; was jeder von euch für das seinige erkennt, das nehme er weg. O des grossen Mannes, der auf die schönste Art reich ist, wann die Sache wirklich mit dieser Aufforderung übereinstimmt! wann er nach derselben noch so viel hat als vorher! Ich sage es noch einmahl deutlich, wann er

un-

unbekümmert und sicher dem Volke eine freye Nachforschung gestattet, wann niemand nichts bey ihm findet, dessen er sich mit Recht bemächtigen könne: dann kann er kühn und frey vor jedermanns Augen reich seyn. — Wie ein Weiser keinen Denarius inner seine Schwelle läßt, der durch schlimme Wege hineinkömmt, so wird er auch grossen Reichthum, ein Geschenk des Glückes und eine Frucht der Tugend, nicht von sich stossen, nicht die Thüre vor ihm verschliessen. Warum sollte er ihm einen so guten Platz mißgönnen? Er mag kommen und Herberg bey ihm nehmen. Er wird weder damit groß thun, noch denselben verbergen. Das eine verräth ein dummes, das andre ein blödes und niedriges Gemüth, das den Reichthum als ein grosses Gut in seinem Schooß aufbewahret. — Ja, wie ich sagte, er wird ihn nicht aus dem Hause weg schaffen. Denn was sollte er zum Grund dafür anführen? Etwa, du bist mir unnütz; oder, ich weiß den Reichthum nicht zu brauchen? Nein, so wie er lieber ein Fahrzeug besteigen wird, wann er auch zu Fuß reisen könnte: so wird er auch gern reich seyn, wann es wohl seyn kann: er wird Gut und Geld

besitzen, aber als etwas leichtes, das bald davon fliegt; er wird dafür sorgen, daß es niemand anderm, noch ihm selber beschwerlich falle. — Er wird davon verschenken. — warum spitzet ihr die Ohren, warum verbreitet ihr den Schooß? — Er wird davon verschenken. — Aber nur rechtschaffenen, oder solchen, die er zu rechtschaffenen Menschen machen kann. — Er wird davon verschenken — aber mit der grösten Klugheit, und nur die würdigsten dazu auswählen; weil er wohl weiß, daß er so wohl für die Ausgabe als die Einnahme Rechenschaft geben muß. — Er wird aus tüchtigen und rühmlichen Gründen davon verschenken. Denn ein übelangewandtes Geschenk ist nicht besser als ein schimpflicher Verlust. Sein Schooß wird abhängig, nicht durchlöchert seyn; manches Geschenk wird aus demselben herkommen, keines herausfallen. "

Daß aber Seneca einen so zweckmäßigen und rühmlichen Gebrauch von seinen Reichthümern gemacht, bezeugen Männer, deren scharfe Geissel ihn nicht verschonet, und die kein Bedenken getragen hätten, ihm die Larve des Heuchlers von dem Gesichte wegzureissen. Juvenal zählt in seiner fünften Satyre

den

den Seneca den großmüthigsten Wohlthätern bey, die vermittelst reicher Geschenke ihren Freunden und andern braven Männern aus allen Ständen kräftig beygestanden, und ihr Schicksal gemildert, oder erhöhet haben:

Wenn dieser Mann mich hören wollte,
Ich würde kurz und gut ihm sagen;
Kein Mensch verlangt von dir
Daß du was Kotta, was ein Seneca,
Und Piso's Milde armen Freunden that,
Uns gebest; denn in jenen Zeiten war
Wohlthätig seyn, mehr Glanz, als Titel
Und Fasces. — — —

Ebenderselbe sagt in der achten Satyre:

Wenn man dem Volke freye Stimme gäbe,
Würd' auch ein so verworfner Mensch sich finden,
Der sich bedächt', den Seneca
Dem Nero vorzuziehn, der, hingerichtet, mehr
Als eine Schlang' und einen Affen
Und mehr als einen Sack verdient.

So wenig dieser Lobspruch bey dem ersten Anblick zu bedeuten scheinet, so wird man ihn desto nachdrucksvoller finden, wann man bemerkt, daß Juvenal den Seneca als den recht-

rechtschaffensten Mann aus dem niedrigen Stande dem grösten Bösewicht von vornehmem Herkommen auf dem Throne der Cäsar entgegen stellt.

Martial, wenn er von den freygäbigsten Wohlthätern reden will, mit denen verglichen andre karg sind, nennet neben den Pisonen, Crispen, Memmius, auch den Seneca. XII. B. Epigr. XXXVI.

Noch muß diesem beygefügt werden, daß die Reichthümer Seneca's nicht alle vom Hofe hergekommen; daß sein Vater schon reich war, und da derselbe gestorben, seine Verlassenschaft durch die Sorgfalt und Uneigennützigkeit seiner Mutter Helvia beträchtlich vermehrt ward. Seneca war also, ehe er an den Hof kam, mit dem Reichthum schon bekannt; die Verachtung desselben war bey ihm um so viel freywilliger, und denselben zum Besten andrer zu verwenden, lernte er an dem edeln Beyspiel seiner Mutter; Er sagt in seinem Trostschreiben an sie: " Niemand freute sich so sehr über die Besitzungen deiner Kinder als du, und niemand bediente sich derselben weniger; immer suchtest du unsrer Freygäbigkeit gegen dich Schranken zu setzen, da du für deine eigne gegen uns keine Gränzen kanntest.

Dein

handlungen nebst einigen Briefen ganz übersetzt, liefern, damit er in beyder Rücksicht die Vorzüge und die Mängel so wohl seiner Schreibart, als seiner Philosophie schätzen könne; da ihm blosse Auszüge zu seinem Vortheil oder Nachtheil irre führen könnten; da es aber doch die Hauptabsicht ist, das Lehrreiche und Nützliche aus seinen Schriften dem Leser in die Hände zu liefern, so werden hernach Auszüge diese Absicht hinlänglich erfüllen können.

Von der Vorsehung.

Du fragtest mich, mein lieber Lucilius, wie es komme, daß, da die Welt von der Vorsehung regiert wird, dennoch rechtschaffene Männer so vielerley Uebel treffen? Dies kann zwar schicklicher in Ausführung meines Werkes geschehen, wo ich beweisen werde, daß die göttliche Vorsehung sich über alle Dinge erstrecke, und daß Gott uns immer gegenwärtig sey: Da es dir aber so gefällt, daß ich diesen Theil von dem ganzen losreisse, und diesen Widerspruch hebe, ohne die Hauptuntersuchung zu berühren, so will ich das itzt thun, was mir freylich nicht schwer fallen soll; ich will die Sache der Götter führen.

Es wäre für itzt überflüßig zu zeigen, daß ein so grosses Werk nicht ohne einen Aufseher bestehen, daß der richtige Lauf der Gestirne nicht die Wirkung eines ungefehren Stosses seyn kann, und weil alles, was vom Zufall in Bewegung gesetzt wird, oft in Unordnung gerathen und bald auf einander stossen

muß:

muß, diese ohne Hinderniß fortgehende schnelle Bewegung, die so viele Wesen auf dem Lande und in dem Meere, so viel helle, in der schönsten Ordnung glänzende Lichter in sich faßt, unter der Leitung eines ewigen Gesetzes stehen müsse. Eben so ist es jtzt auch nicht nöthig zu zeigen, daß diese schöne Ordnung nicht von einer blind umhergetriebenen Materie herrühre, daß Dinge, die blindlings in Verbindung mit einander gekommen, nicht mit so bewunderns würdiger Kunst, ihre Stellung haben bekommen können, so daß das schwerste, die Erde, unbeweglich sitzt, und ruhig siehet, wie der Himmel in schneller Bewegung sich um sie drehet; so daß ebendaher das Meer, das in die Thäler sich ergießt, das Erdreich erweichet, und doch die fliessenden Wasser daher kein Wachsthum verspühren; und aus den kleinsten Saamen die grösten Gewächse entstehen. Eben so ist es in Absicht auf das, was sonst ungewiß und verworren scheint, wie zum Beyspiel der Regen, die Wolken, das Schleudern der Blitzstrahle, jener Brand, der plötzlich aus dem Gipfel zerborstener Berge hervorbricht, die Erschütterungen des wankenden Erdbodens und andre Erscheinungen mehr, die der unruhigere Theil

der

der Natur in der Nähe rings um die Erde hervorbringt, beschaffen, alles dies geschiehet nicht von ungefehr; so plötzlich es auch zum Vorschein kömmt: Jedes davon hat seine besondern Ursachen, so gut als jene Wunderdinge, die man an Orten, wo man sie gar nicht erwartet, antrift, als warme Wasserquellen mitten in Fluthen, und weitverbreitete neue Eyländer, die mitten aus dem weiten Meere plötzlich empor steigen; wenn ferner jemand bemerkt, wie bey dem Zurücktretten des Meeres die Gestade entblößt, und nach einem kurzen Zeitraum wieder bedeckt werden, so wird er anfänglich glauben, die Wasser ziehen sich nach einem unbestimmten Wechsel bald zurück und einwärts, bald aber brechen sie wieder los, und nehmen mit mächtigem Lauffe ihre vorige Stelle wieder ein; da sie doch nach einem gewissen Ebenmaß anwachsen, und auf bestimmte Stunde und Tag bald höher, bald niedrer anrücken, so wie sie das Gestirn des Mondes, nach dessen Willen der Ocean überfließt, jedesmahl hervorruft.

Allein dies soll einer andern Zeit aufgespart seyn; und zwar um so viel eher, da du an der Vorsehung nicht zweifelst, dich nur über sie beklagest. Ich will dich mit den

Göt-

Göttern aussöhnen, die gegen die besten auch unendlich gut sind. Es läuft auch der Natur der Dinge zuwider, daß Gutes jemahls Gutem schaden sollte. Es herrschet vielmehr zwischen rechtschaffenen Männern und Gott eine Freundschaft, die die Tugend stiftet. Was sage ich Freundschaft? eine nahe Verwandtschaft und Aehnlichkeit; denn der gute ist von Gott nur in der Zeit verschieden, er ist sein Lernjünger, sein Nacheiferer und sein wahrer Abkömmling. Ihn erzieht sein hoher Vater, der von der Foderung aller Tugenden nichts nachläßt, wie strenge Väter, etwas hart. Wann du also siehest, wie gute und den Göttern wohlgefällige Männer arbeiten, schwitzen und gähe Höhen hinanklimmen, wie die bösen hingegen Muthwill treiben, und in allen Wollüsten schwimmen, so denke bey dir selbst, daß auch wir an unsern Söhnen mit Wohlgefallen eine bescheidene Aufführung sehen, so wie uns hingegen die Ausgelassenheit an den Kindern unsrer Sklaven belustiget; daß wir jene unter einer schärfern Zucht halten, hingegen der Frechheit der letztern Vorschub thun. Und so denke auch hinwieder von Gott: Er will einen rechtschaffenen Mann nicht verzärteln; er setzt ihn auf die

Pro-

Probe, härtet ihn ab, und bildet ihn nach seinem Wunsch.

Warum begegnet den Guten so viel Widerwärtiges in der Welt? — Einem guten Manne kann nichts böses begegnen. Ganz entgegen gesetzte Dinge nehmen einander nicht an. So wenig alle die Bäche, alle die Menge von oben herab kommenden Regens, so vieler Mineralquellen, den Geschmack des Meerwassers verändern, oder denselben schwächen kann, eben so wenig kann der Sturm der Widerwärtigkeiten das Gemüth eines beherzten Mannes wankelmüthig machen. Er bleibt in seiner Fassung, und was auch immer begegnen mag, so weiß er demselben die Farbe zu geben, die er selbst will. Zumahl er mächtiger als alle äusserliche Zufälle ist. Ich behaupte damit nicht, daß er sie nicht empfinde; aber er überwindet sie, und da er sonst in Stille und Ruhe eingehüllet ist, so weiß er sich über ihren Anfall zu erheben. Er siehet alle Widerwärtigkeiten für Uebungen an. Ist wohl ein redlicher Mann, der Empfindung für Tugend hat, der sich nicht nach rechtmäßiger Arbeit sehne, und der nicht nützliche Dienstleistungen auch mit seiner eignen Gefahr zu übernehmen bereitwillig sey? Wo

ist wohl ein thätiger Mann, dem Müßiggang nicht eine Strafe sey? Athleten, die sich Mühe geben zu grosser Leibesstärke zu gelangen, wird man allemahl mit den Stärksten sich einlassen sehen, sehen wie sie selbst von denen, die sie auf den Wettkampf abrichten, fodern, daß sie mit allen Kräften auf sie losgehen; sie lassen sich gern schlagen und mißhandeln: Und wann sie an einzeln nicht einen würdigen Gegenpart finden, so bieten sie sich auch gegen mehrere zum Wettkampf dar. Stärke ohne einen Gegner erliegt; erst dann zeigt sich ihre ganze Grösse, ihr ganzer Werth und der Umfang ihrer Wirksamkeit, wann sie denselben durch aushaltende Geduld an den Tag legt. Und das ist eben das, was die Pflicht von rechtschaffenen Männern fodert; sie sollen harte und schwürrige Zufälle nicht scheuen, sich nicht über das Schicksal beklagen; was sich immer zutragen mag, sich wohl gefallen lassen, und es zu ihrem Besten kehren.

Es kömmt nicht darauf an, was man, sondern wie man etwas ertrage. Siehet man nicht, wie ganz anders die Väter, und ganz anders die Mütter in der Nachsicht gegen ihre Kinder sich bezeigen. Der Vater befiehlt sie

Morgens frühe zum Lernen aus dem Schlafe aufzuwecken, auch an Feyertagen läßt er sie nicht ganz müßig seyn; er treibt ihnen den Schweiß, bisweilen gar Thränen aus. Die Mutter hingegen will sie immer auf ihrem Schoosse zärtlich pflegen, immer am Schatten behalten, niemals weinen, niemals traurig werden, niemals arbeiten lassen. Gott hat gegen rechtschaffene Männer ein Vaterherz; er liebt sie ohne Zaghaftigkeit: Sie sollen, sagt er, durch Schmerzen, Arbeiten und Verlust geübt werden, um wahre Stärke zu erlangen. Was bey Unthätigkeit nur sich mästet, das verliehrt alle Kraft; es erliegt nicht nur bey der Arbeit, sondern bey jeder Bewegung und so gar durch seine eigene Last. Eine ungestörte Glückseligkeit kann keinen Stoß ertragen, aber wann sie sich gleichsam immer mit allerley Ungemach herum zanken muß, so härtet sie sich gegen Unbill ab, und läßt sich von keinem Uebel besiegen; ja wann sie auch fällt, so kämpfet sie noch auf den Knieen. Und wundert man sich itzt noch, wenn Gott, der die Rechtschaffenen im höchsten Grade liebet, der sie im Besitz der höchsten Tugend und Vortreflichkeit zu sehen wünscht, ihnen solche Glücksumstände zuschickt, die ihrer Tu-

gend zur Uebung dienen? Ich wundre mich auch keineswegs, wenn die Götter sich etwa von der Begierde hingerissen fühlen, grosse Männer im Kampfe mit Trübsal zu betrachten: Finden wir doch selber bisweilen ein Vergnügen daran zu sehen, wie ein muthiger Jüngling das auf ihn her stürzende wilde Thier mit dem Jagdspieß empfängt, wie er den Anlauf eines Löwen unerschrocken aushält; und dies Schauspiel ist uns um so viel reitzender, je vornehmer derjenige ist, der es that. Allein das sind nicht Dinge, die die Blicke der Götter auf sich ziehen könnten, das sind kindische, des menschlichen Leichtsinns würdige Ergötzlichkeiten; aber das ist ein Schauspiel, würdig, auf das Gott bey der grösten Aufmerksamkeit auf sein grosses Werk, sein Auge richte, ein standhafter Mann, der es mit dem Unglück aufnihmt, selbst wenn er es gereitzet hat. Ja ich weiß nichts schöners auf Erden für Jupiter, wenn er aufmerksam dahin blicken will, als Cato zu sehen, wie er, nachdem seine Parthey mehr als einmahl geschwächt ward, wie er mitten unter dem Umsturz seines Vaterlandes gleich aufrecht stand. „Ungeachtet, sagte er, alles in die Macht „eines einzigen gerathen, ungeachtet die Legio-

dierte, da er das Schwerdt in seine heilige Brust drückte, die Eingeweide auf den Boden streute, und jene heilige Seele, die nicht verdiente durch das Schwerdt beflecket zu werden, mit der Hand heraus führte. Dies macht mich glauben, die Wunde sey nicht sicher und stark genug gewesen. Es war den Göttern nicht genug, den Cato nur einmahl sterben zu sehen: Seine Tugend ward für einen zweyten Auftritt aufbehalten, und wieder auf den Schauplatz gebracht; sie sollte sich noch in einer schwehrern Rolle zeigen. Denn es erfodert einen grössern Muth den Tod zu wiederholen, als nur sich ihn einmahl zu geben. Und warum sollten sie ihren Zögling nicht gerne sehen, wann er auf eine so herrliche und des Andenkens würdige Weise den Ausgang findet. Da machet der Tod den Namen gewiß unsterblich, wo die, welche einen ähnlichen Ausgang fürchten, denselben doch loben müssen.

Ich will aber in dem Verfolge meiner Rede zeigen, daß alles das, was man gemeiniglich dafür hält, keine Uebel seyen. Für itzt behaupte ich, daß das, was man hart, unglücklich und abscheulich nennet, erstlich denjenigen, denen es begegnet; hernach für

das Ganze, für welches die Götter größre Sorge tragen als für einzelne Personen, vortheilhaft sey.

Demnach will ich zeigen, daß das Uebel ihnen mit ihrem Willen begegne, und daß sie dasselbe wohl verdienten, wo sie sich demselben zu entziehen wünschten.

Ueber dies will ich darthun, daß die Uebel nach einer göttlichen Leitung den Menschen begegnen, und daß sie den Rechtschaffenen nach eben dem Gesetze wiederfahren, das sie zu rechtschaffenen Männern macht.

Endlich will ich dich zu bereden trachten, daß du mit keinem tugendhaften Manne Mitleiden habest, denn elend kann er wohl heissen, nicht seyn.

Unter allen diesen Punkten, scheint der erste am meisten Schwierigkeiten zu haben, daß das was bey uns Schauer und Zittern erregt, denen selbst vortheilhaft sey, denen es begegnet. — Wie, sagest du, das soll dem Menschen selber vortheilhaft seyn, wann er sich ins Elend verbannet, seine Kinder in Dürftigkeit versetzet siehet, wann er seine Ehgattin begräbt, Schmach leidet, und an seinen Gliedern verletzt wird? — Allein, wann man sich darüber verwundert, daß dies vortheilhaft seyn

 soll,

soll, so hat man eben so guten Grund sich darüber zu verwundern, daß man an manchem mit Feuer, Eisen und eben so mit Hunger und Durst eine glückliche Cur gemachet. Wann man aber bey sich selbst bedenket, daß man um einigen zuhelfen, die Beine schabet, oder herausnimmt, daß man Blut aus den Adern läßt, einige Glieder gänzlich weg schneidet, die ohne den grösten Nachtheil für den ganzen Körper nicht länger daran bleiben können, so wird man sich gegen den Beweis nicht länger sträuben, daß gewisses Ungemach, denen die es trift, vortheilhaft sey: und das eben so gewiß als man manches, das der Gegenstand unsers Lobs und unsrer Begierlichkeit ist, für die nachtheilig findet, die daran Vergnügen fanden, so wie Unverdaulichkeiten Trunkenheit und anderes mehr, das unter dem Vergnügen den Tod bringt.

Unter vielen herrlichen Aussprüchen des Demetrius ist auch dieser, den ich erst neulich von ihm hörte; er tönet und wiederhallt gleichsam noch in meinen Ohren; " Nichts, sagte er, finde ich unglücklicher, als einen Menschen, dem niemals einige Widerwärtigkeit begegnet ist. Er hatte keine Gelegenheit, seine Kräfte aus Proben zu kennen.

Las-

Lasset ihm alles nach Wunsch ergehen, lasset so gar alles seinen Wünschen zuvor kommen; nichtsdestoweniger ist es gewiß; die Götter urtheilten nicht günstig von ihm. Sie fanden ihn unwürdig, über das Glück einen Sieg davon zu tragen; das Glück, das die feigsten jederzeit am wenigsten beunruhiget, weil es gleichsam bey sich selber denkt; warum soll ich mir diesen zum Gegner wählen? Er wird sogleich die Waffen strecken: ich darf nicht meine ganze Macht gegen ihn brauchen. Bey einer leichten Drohung wird er sich auf die Flucht begeben; er darf mir nicht ins Angesicht schauen. Ich muß mich um einen andern umsehen, den ich zum Kampf ausfodere, mit einem Menschen zu kämpfen, der bereit ist sich überwinden zu lassen, welche Schmach! Ein Fechter rechnet es sich zur Schande, wann er mit einem, der geringer als er ist, fechten soll: er weiß, daß den zu überwinden keinen Ruhm bringt, der ohne einige Gefahr kann überwunden werden. Eben so handelt das Glück; Es wählt sich nur die stärksten zu Gegnern, einige geht es mit Verachtung vorbey. Nur an die, die recht halsstarrig sind, und sich immer aufrecht zu erhalten wissen, wagt es sich um sei-

seine ganze Stärke gegen sie anzuwenden. An dem Mucius machet es mit Feuer, an dem Fabricius mit der Armuth, an dem Rutilius mit der Verbannung, mit Peinigungen an dem Regulus, mit Gift an dem Socrates, mit dem Tod an Cato einen Versuch. Nur das feindselige Glück allein stellt grosse Beyspiele auf. — Ist denn Mucius unglücklich, daß er das Feuer der Feinde mit seiner Rechten drückt, und sich selbst für seinen Irrthum straft? Daß er den König, den er mit bewaffneter Hand nicht vertreiben konnte, mit der verbrannten Hand verjagt? Wie, wäre er wohl glücklicher, wenn er seine Hand in dem Busen einer Gebieterin wärmte? — Ist wohl Fabricius für unglücklich zu achten, daß er sein eigen Feld, so viel die Staatsgeschäfte es ihm erlaubten, selbst bauete? daß er den Pyrrhus und die Reichthümer gleich bekrieget? daß er beym Feuerheerde von jenen Wurzeln und Kräutern Nachtmahlzeit hält, die bey Säuberung seines Ackers er selbst, der triumphreiche Greiß, ausgerissen? Wie, wäre er wohl glücklicher, wenn er in seinem Bauch Fische aus entfernten Himmelsgegenden und fremde Vögel aufgehäufet hätte? Wann er

die

„ den. Das alles mögen die sehen, denen es „ unmöglich ist, ihr Vaterland zu verlassen.“ — Wie? ist L. Sylla deswegen glücklich zu schätzen, daß wann er auf den öffentlichen Platz kömmt, mit dem Schwerdt Raum gemacht wird? daß er die Häupter von Männern von Consular-Würde zeigen, und die Belohnung für die Ermordung durch den Quästor auszahlen, und in die Staatsrechnungen eintragen läßt? Und das alles thut derjenige, von dem nachher das Cornelische Gesetz gegen die Meuchelmörder gegeben ward.

Lasset uns nun zu dem Regulus kommen. Was schadete ihm das Glück damit, da es ihn zu Beyspiel der Redlichkeit, zum Beyspiel der Geduld machte? Die Nägel durchstechen seine Haut, und auf welche Seite er den ermüdeten Cörper wenden will, da legt er sich auf eine neue Wunde; seine Augen sind zu beständigem Wachen geöffnet. Doch je mehr Quaalen er erduldet, je höher steigt sein Ruhm. Und wünscht man überzeugt zu seyn, wie wenig er es bereue, die Tugend auf einen so hohen Werth geschätzt zu haben; so lasse man ihn wieder wieder leben, noch einmahl in den Senat gehen, und er wird wieder eben dieselbe

selbe Meynung anrathen. — Kann man wohl den Mecänas für glücklicher halten, ihn, der von seiner verliebten Leidenschaft geängstiget ward, wann er die jeden Tag vorfallende Scheidung von seiner launigten Gemahlin Terentia beweinte; wann er nur durch den Wohlklang aus der Ferne sanft ertönenden Saitenspiels zum Schlafe eingeladen ward? Er mag sich durch Wein einschläfern, beym Fall rauschender Wasser sich zerstreuen, und durch tausenderley Ergötzlichkeiten sein krankes Gemüth zu täuschen suchen, er wird in Federn eben so wohl wach bleiben, als Regulus an dem Kreutze. Diesem ist es immer noch Labsal, um der Tugend willen ein hartes Schicksal zu leiden, und mitten unter dem geduldigen Leiden seinen Blick auf die Ursache desselben zu richten; für den Mecänas hingegen, den die Wohllüste entkräften, und der allzugrosse Wohlstand erdrücket, ist die Ursache seiner Leiden schmerzhafter, als das, was er leidet. Die Laster haben sich noch nicht in solchem Grade des menschlichen Geschlechts bemächtiget, daß, wenn das Schicksal die Wahl frey stellte, es einigermassen zweifelhaft seyn könnte, ob mehrere sich das Loos des Regulus, als des Mecänas vorziehen würden.

den. Oder wann auch noch jemand wäre, der zu sagen sich erkühnte, er wollte lieber zum Mecänas, als zum Regulus gebohren seyn; so würd ein solcher, wann er es schon nicht sagt, noch weit lieber Terentia seyn.

Glaubt man, es sey dem Sòcrates übel geschehen, daß er den Gifttrank, den der Staat ihm zubereitete, nicht anders als wie ein Arzneymittel zur Unsterblichkeit austrank, und über den Tod mit seinen Freunden sich unterhielt, bis er da war? Verdient er Mitleiden, daß sein Blut erstarrte, und nachdem die Todeskälte sich allmählig im ganzen Cörper ausbreitete, das Schlagen der Adern nach und nach sich legte? Wie vielmehr verdient er beneidet zu werden, wann man ihn mit Leuten vergleicht, die man mit Bechern von Edelstein bedient, denen ein Sclave, der die tiefste Erniedrigung und Schändung geduldig zu ertragen gewohnt ist, in Gold geschmolznen Schnee einschenkt? Leute, die mit Schmerzen das wieder weg speyen, was sie getrunken haben, und ihre eigne Galle wiederkauen müssen; da Socrates hingegen sein Gift freudig uud willig trinket.

Von Cato ist bereits genug gesagt worden: Alle Menschen müssen einmüthig gestehen,

hen, daß ihm die gröste Glückseligkeit zu Theil worden. Die Natur der Dinge hatte ihn dazu auserkoren, mit allem, was furchtbar ist, zu kämpfen. Ist es beschwerlich, die Mächtigen zu Feinden zu haben; so muß er dem **Pompejus**, dem Cäsar und Crassus die Stirne bieten. Ist es beschwerlich, schlechtere Leute bey Ehrenstellen sich vorgezogen zu sehen; so muß er neben **Vatinius** den kürzern ziehen. Ist es beschwerlich, sich in Bürgerkriege verwickelt zu sehen; da muß er für die gute Sache eben so unglücklich als hartnäckigt auf dem ganzen Erdboden Krieg führen. Ist es beschwerlich, an sich selber Hand zu legen, so muß es Cato thun. Und was für eine Absicht erreiche ich mit diesem allem? (spricht die Natur,) diese, daß jedermann wisse, daß dieses keine Uebel seyen, deren ich Cato würdig achtete.

Der Wohlstand wird gewöhnlich nur pöbelhaften und niedrigen Seelen zu Theil; aber allerley Ungemach und die Sterblichen schreckenden Uebel sich zu unterwerfen, das ist einem grossen Manne eigen. Immer glückhaft zu seyn, und seine Tage ohne eine plagende Empfindung zu verleben, das ist eben so viel als die eine Hälfte der Natur der Dinge nicht

kennen. — Du bist ein grosser Mann, aber woher weiß ich es, wann dir das Glück keine Gelegenheit verschaft, deine Tugend zu zeigen? Du erscheinest auf dem Olympischen Kampfplatz; zeigt sich kein andrer neben dir; so trägst du wohl den Siegskranz, nicht aber den Sieg davon. Ich wünsche dir dazu Glück, wie einem, der die Consul- oder Prätorwürde erhalten hat, nicht wie einem dapfern Manne. Ich sehe da nur Ehre, nicht Tugend. Eben so mögte ich zu einem tugendhaften Mann sagen, wann ihm kein schwerer Zufall Gelegenheit verschaft hat, die Stärke seiner Seele zu zeigen; ich halte dich für unglücklich eben deswegen, weil du niemahls unglücklich warest. Du brachtest dein Leben ohne einen Gegner hin. Niemand kann also wissen, wie groß deine Kräfte waren, nicht einmahl du selber. Um sich selber kennen zu lernen, ist Erfahrung nöthig, und keiner lernte anders, als durch Proben seine Kräfte kennen. Aus diesem Grunde sahe man einige den zögernden Uebeln sich selber freywillig darbieten, und dadurch ihrer Tugend eine Gelegenheit verschaffen, um aus der Dunkelheit, in der sie sonst geblieben wäre, hervorzuglänzen. Ich behaupte, grosse Männer

freuen

sen, wie groß deine Standhaftigkeit bey Schmach und Schande, und bey dem allgemeinen Haß sey, wann du unter zujauchzendendem Beyfall alt wirst? Wann dich allgemeine Zuneigung und Gunst von Anbetern unabtreiblich aller Orten begleitet? Wie kann ich wissen, mit was für Geduld du den Verlust deiner Kinder ertragen würdest, wann du alle, die dir gebohren worden, am Leben siehest? Ich hörte dir wohl zu, wann du andre tröstetest; allein dann hätte ich gesehen, ob du dich selbst trösten könntest, ob du dir selbst zu grosse Trauer untersagtest.

Ich bitte euch deswegen, entsetzet euch vor denen Dingen nicht, die die unsterblichen Götter als Spornen gebrauchen, euern Muth zu erregen. Das Ungluck ist für die Tugend eine erwünschte Gelegenheit. Mit Recht könnte man Leute weit eher unglücklich nennen, die bey einem allzugrossen Glück gleichsam einschlafen, die gleichsam eine träge Windstille auf einem unbewegten Meere nicht fortschiffen läßt. Was solchen immer begegnet, das kömmt ihnen neu vor. Harte Schicksale sind für Unerfahrne immer drückender. Schwer ist das Joch einem ungebändigten Nacken. Der junge Krieger erblasset bey der blossen Vermu-

thung

thung einer Wunde; der alte Krieger hingegen sieht sein Blut muthig fliessen, und weiß, daß er manchmahl noch gesieget hat, nachdem sein Blut geflossen. Wer also Gott wohl gefällt, wen Gott liebt, den härtet er ab, den läßt er durch die Musterung gehen, und übet ihn; die hingegen, für die er Nachsicht zu haben, denen er zu schonen scheint, bey denen spart er ihre ganze Empfindlichkeit für kommende Uebel auf. Ihr betrieget euch, wenn ihr glaubet, daß einer davon ausgenommen sey; auch jenen so lange glücklichen wird einst sein Antheil treffen. Was euch völlige Entlassung zu seyn scheinet, ist nur Aufschub.

Fraget ihr, warum Gott fast allezeit den Rechtschaffensten Krankheiten oder andre Beschwerlichkeiten zuschicke? so frage ich; warum werden im Felde gefährliche Unternehmungen jedesmahl den tapfersten aufgetragen? Muß man bey Nacht den Feind aus einem Hinterhalt überfallen, die Wege auskundschaften, die feindliche Besatzung aus einem Posten verjagen, so sendet der Feldherr jedesmahl die auserlesensten: Und doch sagt keiner von denen, die gehen müssen; der Feldherr war schlecht auf meinen Vortheil bedacht: eher sagt er; er hat von mir eine gute Meynung.

So sollen alle die reden, denen zu leiden auferlegt wird, was verzagte und feige Menschen Thränen kostet; Gott hielt uns für würdig, an uns einen Versuch zu machen, wie viel die menschliche Natur ertragen möge.

Fliehet die Wohllüste; fliehet einen allzulang dauernden Wohlstand, der das Gemüth entnervt, weichlich macht, und in eine beständige Trunkenheit einschläfert, wenn nicht etwas dazwischen kömmt, das an das Loos der Menschheit erinnert. Lasset einen Menschen Spiegelfenster vor jedem Hauch des Windes verwahren, lasset seine Füsse durch oft abgeänderte Båhungen warm werden, lasset ihn in einem Zimmer speisen, wo die Wärme von unten und von den Wänden her sich in gehöriger Mäßigung verbreitet; über einen solchen Menschen wird ein leichtes Lüftgen nicht ohne Gefahr hinfahren. Alles, was ein gewisses Maaß überschreitet, ist schädlich, aber nichts ist gefährlicher als ein übermäßiges Glück. Es bringt das Gehirn in Unordnung, verleitet das Gemüth zu ausschweifenden Einbildungen, und streuet viel Dunkelheit zwischen das Wahre und Falsche. Sollte es nicht noch vortheilhafter seyn, in beständigem Unglück zu leben, da dieses allemahl die

Tugend herbey ruft, als von der zahllosen Menge unmäßiger Güter zu zerbersten? Den Nüchternen kömmt der Tod leicht an. Diese aber zerspringen von Unverdaulichkeit.

Die Götter verfahren mit tugendhaften Männern auf die gleiche Weise, wie Lehrer mit ihren Lernjüngern; sie fodern von denen immer mehrere Arbeit, von denen sie bessere Hoffnungen gefaßt haben; meynest du, die Lacedämonier seyen ihren Kindern feind, wenn sie um ihren Character auf die Probe zu setzen, dieselben öffentlich Streiche leiden lassen? Die Väter selber muntern sie auf, die Geisselstreiche mannlich zu ertragen, und wenn die Kinder zerfleischet und halb todt sind, so bitten sie dieselben, die Wunden zu neuen Wunden darzubieten. Ist es dann noch ein Wunder, wann Gott edelmüthige Seelen harten Prüfungen aussetzt? Die Proben der Tugend kommen uns immer theuer zu stehen. Schlägt und zerfleischet uns das Glück, lasset es uns geduldig leiden. Es ist nicht Grausamkeit, es ist Herausforderung. Je öfter wir den Kampf bestehen, je stärker werden wir werden. Das sind die stärksten Theile an unserm Körper, die am meisten gebraucht werden. Wir müssen dem Glück herhalten,

damit es selbst uns gegen seine Anfälle abhärte. Es selbst muß uns allmählig dahin bringen, daß wir denselben gewachsen sind. Nur die beständige Gewohnheit in Gefahr zu seyn, wird uns die Gefahren verachten lehren. Also hat nur der Schiffer einen Körper, der gegen das Meer abgehärtet ist, nur der Ackersmann harthäutige Hände; nur des Kriegers Arm kann die Pfeile mächtig schleudern; und der Läuffer hat behende Glieder. Kurz, das ist an jedem das stärkste, was er am meisten geübt hat.

Durch Geduld gelangt unser Gemüth dazu, die Macht des Bösen zu verachten. Die Wirkungen dieser Tugend kann man daran erkennen, wann man einen Blick auf die Vortheile wirft, die Mühe und Arbeit nackten und bey ihrer Dürftigkeit um so viel stärkern Nationen verschaft. Man betrachte alle die Völker, die dem Frieden des Römischen Reichs zur Gränze dienen, die Germanen und alle die herumschweifenden Völker, die man an den Ufern der Donau antrift. Von einem ewigen Winter und einer rauhen Himmelsgegend gedrückt, ernährt sie ein unfruchtbarer Boden nur käumerlich, den Regen halten sie mit Stroh und Baumzweigen ab; sie springen über Moräste

die

ein Uebel ist, wann man sich schlecht darein zu schicken weiß.

Zum Zweyten muß man erwägen, daß es für die Menschen überhaupt sehr vortheilhaft ist, wann die besten Menschen gleichsam immer in Waffen sind, und wichtige Thaten verrichten. Gott hat wie jeder weise Mann dabey den Endzweck zu zeigen, daß das, was der Pöbel zum Gegenstand seiner Wünsche und seiner Furcht macht, keine wahren Güter, daß sie Uebel seyen: Und doch wurden sie wahre Güter zu seyn scheinen, wann sie Gott nur tugendhaften Männern gäbe und Uebel, wann er sie nur über Lasterhafte verhängte. Man würde Blindheit für etwas abscheuliches ansehen, wann niemand den Gebrauch der Augen verlöre, als wer verdiente, daß man sie ihm aussteche: Und aus diesem Grunde muß auch Appius und Metellus das Tageslicht entbehren. —

Reichthümmer sind kein wahres Gut. Darum muß auch der Kuppler Ellius reich seyn, damit die Menschen sehen, daß ungeachtet das Geld in Tempeln geweihet worden, man dasselbe auch in unzüchtigen Häusern antreffe. Gott kann die Gegenstände menschlicher Wünsche nicht besser verschreyen, als wann er sie

den

den Lasterhaftesten giebt, und von den Tugendhaftesten entfernt hält.

Aber es ist unbillig, daß ein rechtschaffener Mann soll geschlagen, durchbohrt und gebunden werden, und die lasterhaften hingegen mit gesundem Leib, bey einem weichlichen und wohllüstigen Leben, umhergehen? Ja noch mehr: Ist es nicht unbillig, daß tapfre Männer die Waffen führen, im Lager die ganze Nacht zubringen, und mit verbundenen Gliedern die Graben bewachen, während dem Weichlinge, und die mit der Unzucht öffentlich Gewerb treiben, in der Stadt sicher leben? Ja noch mehr. Ist es nicht unbillig, daß keusche Jungfrauen von vornehmstem Stande bey Nacht zu Verrichtung des Dienstes der Götter aufgewecket werden, und daß hingegen unreine Weibspersonen des tiefsten Schlafes ruhig geniessen?

Die Arbeit ladet nur die Besten zu sich ein. Der Senat berathschlaget sich manchmahl den ganzen Tag: da indessen die schlechtesten Bürger auf dem Marsfeld müßig herumschlendern, oder in einer Garküche stecken, oder ihre Zeit in Circeln hinbringen. Eben so gehet es in dem grossen Staat der Welt: Tugendhafte Männer arbeiten, sie opfern sich

 für

für ihre Nebenmenschen auf; und werden selbst zum Opfer. —

Und das zwar ganz freywillig; sie lassen sich nicht von dem Glück fortschleppen, sie begleiten dasselbe und gehen mit ihm in gleichem Schritte, ia wann sie seine Absichten wüßten, so eilten sie demselben noch vor. — Ich erinnere mich noch von dem Demetrius, diesem wahrhaften grossen Manne, den muthvollen Ausspruch gehört zu haben. „Ihr „unsterblichen Götter, nur über dies einzige „habe ich Ursache, mich gegen euch zu beklagen, daß ihr mir euern Willen nicht vorher bekannt gemacht habet: Denn zu allem, wozu ich gerufen mich willig bezeige, „hätte ich von selbst vor euerm Ruf mich „eingefunden. Wollet ihr meine Kinder wegnehmen? Für euch sind sie mir gebohren. „Verlanget ihr einen Theil meines Leibs? „Nehmet ihn hin. Ich verspreche euch damit nichts grosses; da ich euch sonst bald „alles wieder überlassen werde. Verlanget „ihr den Lebenshauch? Ihr sollet das, „was euer Geschenk war, ohne Verzug wieder haben. Was ihr immer begehret, das „werde ich euch willig überlassen. — Warum klagest du dann? Darum, ich hätte

es

„ es euch lieber selbst dargebotten, als über-
„ geben. Was bedurfte es mir dasselbe mit
„ Gewalt zu nehmen? ihr hättet es sonst ha-
„ ben können. Auch itzt werdet ihr mir es
„ nicht entreissen; dann nur das, was man
„ zu behalten wünscht, kann uns entrissen
„ werden. In keinem Stücke werde ich ge-
„ zwungen; von allem leide ich nichts wider
„ meinen Willen. Und dabey glaube ich
„ nicht Gott zu dienen; ich stimme ihm nur
„ bey.“

“Und das um so viel mehr, weil ich überzeuget bin, daß alle Dinge nach einer unveränderlichen und ewig festgesetzten Ordnung erfolgen. Wir stehen unter der Leitung des Schicksals, und wie viel Lebenszeit für jeden von uns noch übrig sey, bestimmte schon die erste Stunde bey unsrer Geburt. Eine Ursache hängt an der andern, und in öffentlichen und Privatangelegenheiten wird alles von einer langen Reihe von Ursachen fortgezogen. Und eben deswegen müssen wir alles geduldig ertragen, weil alles nicht wie wir glauben von ungefehr sich zuträgt, sondern nach einer bestimmten Ordnung kömmt. Die Ursache deiner Freude und deiner Thränen war schon vorlängst bestimmt. Und so grosse

Verschiedenheit in dem Leben jedes besondern Menschen zu herrschen scheint, so kömmt zuletzt doch in der Hauptsache alles auf eines heraus. Wir selbst sind vergänglich, und vergängliche Dinge sind unser Antheil. Warum klagen wir? Das ist unser Loos und unsre Bestimmung. Die Natur brauche die ihr zugehörenden Körper nach ihrem Gefallen, wir wollen immer heiter, immer gelassen dabey denken, von allem, was wir verlieren, sey nichts das Unsrige. Was fodert die Vernunft von einem tugendhaften Manne? Sich dem Schicksal zu überlassen. Immer ist es ein grosser Trost, in dem Strome mit dem Weltall fortgerissen zu werden. Was das auch immer sey, was unser Leben und unsern Tod auf solche Weise anordnete, so bindet ebendieselbe Nothwendigkeit auch die Götter. Im göttlichen und menschlichen ist der Lauf der Dinge unwiederruflich. Er selbst der Schöpfer und Beherrscher aller, schrieb zwar selbst die Schicksale, befolget sie aber selbst: Immer gehorcht er dem, was er einmahl gebotten hat.

Warum aber verfuhr Gott so unbillig bey der Austheilung der Schicksale, daß Armuth, Wunden und betrübte Todesfälle das Loos der Tugendhaften seyn mußte? — Der

Künst-

Künstler kann seinen Stoff nicht verändern; und dieser verhält sich ganz leidend. Es giebt Dinge, die unzertrennlich, zusammenhängend und untheilbar sind. Hinläßige Gemüthsarten, die immer zum Schlafen sich hinneigen, und deren Wachen selbst dem Schlaf gleich ist, sind aus trägen Elementen zusammen gesetzt; um aber einen Mann hervorzubringen, der der Nachwelt durch ein ausführlicheres Lob bekannt zu werden verdiene, ist ein mächtigeres Geschick vonnöthen. Ein solcher wird keine ebne Bahn vor sich finden; er wird aufwärts und niederwärts steigen, sich von den Wellen herumtreiben lassen, und mit seinem Schiff mitten durch Stürme steuern müssen. Er wird viel rauhe und beschwerliche Stellen antreffen, aber sie auch leichter und ebner zu machen wissen. Das Feuer bewährt das Gold, und Unglück wackre Männer. Sieh einmahl, welche Höhen die Tugend ersteigen muß, du wirst bald sehen, daß der Weg, den sie gehet, nicht sicher ist.

Steil ist anfangs der Weg mit Müh' ersteigen am Morgen
Frisch noch die Pferd' ihn. Dann steigt zu oberst an Himmel die Mitte,

Schre-

Schrecken und klopfende Angst ergreift die
Brust mir so oft ich's
Wage, von da herab auf Meer und Länder
zu schauen
Gähe wird er am Ziel und fodert sichere
Leitung.
Die mich des Abends stets aufnimmt, Tethys fürchtet selbst manchmahl,
Mich von der Höhe zu sehn in ihre Wogen
entstürzen.

Als dieses der edelmüthige Jüngling hörte, sagte er; der Weg gefällt mir; ich ersteige ihn. Es lohnt sich dahin zu gehen, auch wenn man herabstürzt. Der Vater aber fährt fort seinen muthigen Geist zu erschrecken.

Bleibest du gleich auf der Bahne von keinem
Irrthum mißleitet
Must du doch die Hörner des drohenden
Stieren vorbeygehn
Und die Aemonischen Bogen, *) den Rachen
des grimmigen Löwen;

Der Jüngling aber sagt darauf: Spanne ihn an den mir bewilligten Wagen. Wodurch du mich abzuschrecken glaubst, das reizet mich nur stärker an. Ich fühle Lust da zu stehen, wo Phöbus selbst zittert. Nur ein niedriges und

*) Den Schütz im Thierkrais.

und feiges Herz sucht gefahrlose Pfade zu gehen. Die Tugend erhebt sich hoch in den Himmel.

Aber warum läßt Gott tugendhaften Menschen so viel Böses geschehen? Gott läßt ihnen ja nichts Böses geschehen. Er entfernt alles Böse von ihnen, Verbrechen und Lasterthaten, schlimme Gedanken, ehrgeitzige Absichten, blinde Lustseuche, und nach fremdem Gut begierige Habsucht. Er ist der Beschützer und Retter der Tugendhaften. Will man dann noch von Gott fodern, daß er ihrem Gepäcke hüte. Sie selber entlassen Gott gerne dieser Sorge, weil sie alle äusserlichen Dinge verachten. Democritus entblössete sich selbst vom Reichthum: Er sahe denselben als eine Last für eine tugendhafte Seele an. Und wundert man sich noch, wann Gott einem Tugendhaften das begegnen läßt, was er bisweilen sich selbst wünscht? Tugendhafte Männer verlieren ihre Söhne. Und warum nicht, da sie oft selbst die Ursache ihres Todes sind? Sie müssen ihr Vaterland verlassen. Warum nicht; da sie oft selbst dasselbe verlassen, ohne Absicht in dasselbe wieder zurück zu kehren? Sie werden getödtet. Warum nicht, da sie etwa Hand an sich selbst legen?

Wa=

Warum erleiden sie so harte Schicksale? damit sie andre leiden lehren. Sie sind zum Beyspiel für andre bestimmt. Man lasse sich seyn, Gott sage zu ihnen;

„ Was habet ihr über mich zu klagen, ihr
„ die aus eigner Wahl sich der Tugend ergaben?
„ Andre umringte ich mit falschen Gütern,
„ gab ihnen schaale Seelen, und täuschte sie
„ gleichsam durch einen langen und betrügli-
„ chen Traum; ich zierte sie mit Gold, Sil-
„ ber und Elfenbein. Inwendig sind sie leer
„ an wahren Gütern. Diese Leute, die ihr
„ glücklich schätzet, wann ihr sie nach dem, was
„ verborgen ist, nicht nach dem was auffällt,
„ betrachtet, sind unglücklich, garstig, häß-
„ lich, nur auswendig geschmückt, wie die
„ Wände in ihren Häusern. Es ist keine feste
„ und unverfälschte Glückseligkeit; es ist nur
„ und zwar eine sehr dünne Uebertünchung.
„ So lange sie sich also aufrecht erhalten, und
„ in vortheilhaftem Lichte zeigen können, so
„ lange schimmern sie und hintergehen unsre
„ Blicke; so bald aber etwas vorfällt, das
„ sie in Verwirrung setzt und entdecket, dann
„ siehet man, was für tiefgesessene und eigent-
„ liche Häßlichkeit dieser erborgte Glanz ver-
„ borgen habe. Euch gab ich sichere und blei-

bende

„ bende Güter: je mehr ihr sie von allen „ Seiten und aus allen Gesichtspunkten be„ trachtet; je mehr Grösse und Vortreflichkeit „ werdet ihr daran entdecken. Ich gab euch „ was Menschen furchtbar ist, zu verachten, „ und was der Gegenstand ihrer Begierden „ ist, zu verschmähen. Ihr schimmert nicht „ von aussen: alle Vorzüge sind innerhalb. „ So verachtet das Weltall durch den An„ blick seiner selbst entzückt alles ausser sich. „ So ist alles gute in euch selber. Der „ Glückseligkeit nicht bedörfen, daß ist eure „ Glückseligkeit. „

Aber es begegnen uns doch viel traurige, schreckliche und schwer zu ertragende Zufälle. — „ Da ich euch denselben nicht entziehen „ konnte, so bewafnete ich eure Gemüther „ dagegen. Ertraget sie standhaft; das ist „ das einzige, worinn ihr etwas vor Gott „ zum voraus habet. Gott ist keinem Leiden „ von Widerwärtigkeiten ausgesetzt, und ihr „ erhebet euch über dieselben. — Verachtet „ die Armuth; Es ist niemand, der so arm „ lebte, als er geboren ward. — Verachtet „ den Schmerz; Er wird bald ein Ende ha„ ben oder ein Ende machen. — Verachtet „ das Glück; Ich habe ihm keine Waffen

„ übrig

„ übrig gelassen, womit es eure Seelen ver„ wunden könnte. — Verachtet den Tod; „ Er machet entweder mit euch ein Ende, „ oder er verpflanzet euch.“ Vor allem aus sorgte ich dafür, daß euch niemand wider euern Willen zurückbehalten könnte. Der Ausgang stehet euch offen. Wenn ihr nicht streiten wollet, so ist euch erlaubt zu fliehen. Unter allem was nach meiner Einrichtung für euch nothwendig ist, ist nichts so leicht als Sterben. Das Leben stehet an einem abhängigen Ort; es entschlüpft leicht. Gebet nur Achtung, so werdet ihr bald sehen, wie kurz und leicht der Weg zur Freyheit ist. Ich bestimmte euch nicht so viel Zeit dazu um aus dem Leben wegzugehen als darein zu kommen. Das Glück hätte sonst zuviel Macht über euch erhalten, wenn der Mensch so langsam stürbe als er geboren wird. Jeder Theil der Zeit und jeder Ort kann euch lehren, wie leicht es sey, der Natur abzusagen und ihr Geschenk ihr vor die Füsse zu werfen. Zwischen den Altären und bey feyerlichen Opfern, während dem andre um Verlängerung des Lebens flehen, könnet ihr den Tod kennen lernen. Fette und mächtige Ochsen fallen da von einer kleinen Wunde todt nieder; und

noch

noch mächtigere Thiere werden durch den Schlag einer menschlichen Hand niedergestürzt. Ein kleines Messer machet die Fuge beym Nacken los, und wann das Gleich, das den Kopf und den Hals verbindet, zerschnitten ist, so stürzet diese grosse Last zu Boden. — Das Leben liegt nicht tief verborgen; Man darf es nicht mit dem Schwerdt aufsuchen, noch durch eine tiefe Wunde bis in die Eingeweide wühlen, der Tod ist in der Nähe. Für tödtliche Streiche habe ich keine besondere Stelle bestimmet, der Weg steht aller Orten offen. Und das selber, was man Sterben nennet, wann die Seele vom Leib sich trennet, geschihet in so kurzer Zeit, daß man ein Ding von so grosser Geschwindigkeit nicht bemerken kann; Es sey, daß ein Strick den Hals erwürge; oder das Wasser das Athemhohlen verhindre, oder ein harter Boden den Kopf des herabstürzenden zerschmettre; oder verschlungenes Feuer eine Erstickung verursache, was es immer sey; es gehet geschwind vorbey. Warum erröthet ihr? Fürchtet ihr so lange Zeit euch vor einer Sache, die so schnell vorüber ist?

Von der Gemüthsruhe.

Als ich mit mir selbst eine Untersuchung vornahm, entdeckte ich bey mir Mängel, die ganz sichtbar waren, und sich gleichsam mit der Hand greifen liessen; andre waren hingegen verborgener und mehr versteckt; andre waren nicht stätig, kamen nur nach gewissen Zwischenräumen wieder; und diese sind die beschwerlichsten; sie gleichen herumstreifenden Feinden; sie thun nur bey gutem Anlaaß einen Anfall; so daß man ihrethalber weder wie im Krieg in Waffen bleiben, noch wie im Frieden in Sicherheit leben kann. Doch bemerke ich vornemlich diesen Gemüthszustand bey mir. — Warum sollte ich dir nicht so wohl als einem Arzt die Wahrheit gestehen? — Ich bin in Absicht der Gegenstände meiner Furcht und meines Hasses noch nicht gänzlich frey, und doch nicht so sehr von denselben beherrscht wie vordem. Ich befinde mich in einem Zustande, der zwar nicht der schlimmste, aber desto reicher

an

an Klagen und selzsamen Grillen ist; ich bin weder krank noch gesund.

Du darfst mir hier auch nicht einwenden; alle Tugenden seyen in ihren Anfängen schwach und zart, erst durch die Zeit müssen sie erharten und Stärke bekommen. Ich weiß auch gar wohl, daß alle die Vorzüge, deren Hauptgeschäfte ist Aufsehen zu erregen, wie z. B. Würden, der Ruhm der Beredsamkeit, und alles das was von dem Beyfall andrer Menschen abhängt, erst mit der Länge der Zeit Stärke gewinnt; und daß das so wohl, was ächte Kraft und Nachdruck verschaft, als was durch fremde Schminke zu gefallen sucht, die Jahre abwarten muß, bis die Länge der Zeit ihm die rechte Färbung giebt; aber ich besorge, das was allen Sachen Dauer und Festigkeit giebt, die Gewohnheit mögte dadurch diesen Fehler meinem Gemüth nur desto tiefer einprägen. Ein langer Umgang kann uns Liebe des Guten und Bösen einflössen. Worinn diese Schwäche, wo das Gemüth immer in der Mitte schwebt, weder mit Muth sich auf die Seite der Tugend noch des Lasters neigt, eigentlich bestehe, kann ich dir nicht so gut auf einmal sagen, als nach den Umständen beschreiben.

Ich will dir also sagen, wie es mir gewöhnlich gehet, du magst dann selbst für diese Krankheit eine Benennung ausfündig machen. — Ich bin in eine sparsame Lebensart überaus verliebt, ich gestehe es. Ich liebe weder ein prächtig ausgerüstetes Bette, noch eine Kleidung, die muß aus dem Schrank hervor geholet, noch mit tausenderley Gewichten gepreßt werden, um Glanz zu erhalten. Mir gefällt besser ein Hauskleid von geringem Werthe, das weder sorgfältig aufbewahrt, noch mit Aengstlichkeit getragen werden darf. Speisen schmecken mir, wenn zahlreiches Hausgesind weder damit beschäftiget ist, noch zuschaut, wo man dieselben nicht viele Tage vorher angeschaft hat, noch durch mancherley Hände hat zurüsten müssen, leicht zu bekommende und leicht zubereitete Speisen, woran nichts gesuchtes oder kostbares ist, wie man aller Orten haben kann, wodurch weder das Vermögen, noch der Körper beschwert wird, eine Mahlzeit, die nicht wieder da weggehet, wo sie eingenommen ward. Mein Aufwärter muß ein junger Sklave aus meinem Hause seyn, ganz ungeputzt, ganz unabgerichtet. Das Silbergeräthe, wie es mein Vater auf dem Lande hatte,

grob,

grob, ohne viel Kunstarbeit und auch ohne Namen des Künstlers; mein Tisch muß sich nicht durch eine Mannigfaltigkeit von Adern auszeichnen, und nicht durch eine ganze Folge geschmackvoller Besitzer der ganzen Stadt bekannt seyn; wann er nur zum Gebrauch kann hingestellt werden, so daß er weder die Augen eines Gastes durch besonderes Vergnügen an seiner Schönheit an sich locket, noch ihn zum Neide reitzet. — Wann ich nun an diesem alle ein herzliches Wohlgefallen empfunden habe, so blendet meinen Sinn plötzlich der prächtige Aufzug von jungen Pagen, die mit sorgfältigerer Auswahl als für einen feyerlichen Umzug bekleidet sind, Sklaven, die in Gold prangen, und ein ganzes Gefolge schimmernder Bedienten. Dann ein Pallast, wo man auf dem Estrich Kostbarkeiten mit Füssen tritt, wo in allen Winkeln grosses Gut verschwendet ist, wo die Decken von Gold glänzen, wo ein Gedränge von Schmeichlern sich einfindet, die nie ausbleiben, wo grosses Erbgut durchgebracht wird. Was soll ich von den Wasserleitungen sagen, wo man bis auf den Boden des hellen Wassers siehet, das rund um das Zimmer des Gastgebots herfliesset. Und was von der

Mahlzeit selbst, die der Pracht dieses Schauplatzes würdig ist? — Nun umgab mich, der eine lange Zeit in der Dunkelheit bey grosser Eingezogenheit gelebt hatte, die Pracht und Ueppigkeit plötzlich mit allem Glanz und umtönte mich von allen Seiten mit ihrem Geräusche: da vergieng mir fast Sehen und Hören, und ich konnte bey diesem Anblick weit leichter mein Herz als meine Augen erheben. Ich gehe also zwar nicht schlimmer aber trauriger davon; ich gehe nicht mehr mit eben dem hohen Sinn zwischen meinen geringen Haabseligkeiten umher; ich fühle bey mir eine geheime Unruhe und den Zweifel entstehen, ob jenes nicht den Vorzug verdiene; Von diesem allem ändert meine Gesinnungen nichts, doch kann jedes dieselben erschüttern. — Mir fällt dann bey, die Lehren der Stoiker nach ihrem Nachdrucke zu befolgen, und mich mitten in die Staatsgeschäfte zu werfen: Ich finde Vergnügen daran, Ehrenstellen zu bekleiden, nicht weil mich der Purpur oder die äusserlichen Ehrenzeichen reitzen, sondern um bey den Geschäften im Stand zu seyn, meinen Freunden, Verwandten, allen meinen Mitbürgern, kurz, allen Menschen nützlichere Dienste zu erweisen. Ich folge darinn dem

Zeno, Cleanthes, Chrysippus, deren jeder die Lehre gab, sich nicht von Staatsgeschäften zu entfernen, wiewol sich keiner damit abgab. Wann dann meinem Gemüthe etwas ungewohntes aufstößt, wann, wie es dergleichen vieles im menschlichen Leben giebt, mir ein unwürdiger Zufall begegnet, oder etwas nicht so leicht von statten gehet, und Dinge von nicht gar grosser Wichtigkeit mir viel Zeit wegnehmen; dann kehre ich wieder zur Muße zurück und mein Schritt ist nach der Heimath zu weit schneller, wie bey Thieren, besonders wann sie ermüdet sind. Da finde ich dann mein Vergnügen, meine Tage bey Hause in ruhiger Abgeschiedenheit zu verleben. Da soll mir niemand einen davon wegstehlen, zumahl er mir für einen so grossen Aufwand keinen würdigen Ersatz geben kann. Da soll der Geist sich ganz auf sich selbst zurückziehen, ganz nur mit sich beschäftiget nichts fremdes vornehmen, nichts, bey dem Rücksicht auf das Urtheil andrer Menschen genommen wird. Da soll mir nichts so erwünscht seyn als Ruhe von den Sorgen sowohl für die öffentlichen als Privatangelegenheiten. Wann dann beym Lesen erhabnere Grundsätze meine Gesinnung erhöhten,

 edle

edle Beyspiele mich zur Nachahmung anspornten, dann bekomm' ich plötzlich Lust nach dem Gerichtshof hinzueilen, und da will ich dann dem einen meine Stimme, dem andern meinen Beystand leihen, und alles versuchen, um jedem zu nützen, wann ich auch nichts ausrichten sollte; oder ich suche daselbst dem stolzen Verfahren eines andern, den sein Glück zum Schaden andrer Menschen übermüthig macht, Schranken zu setzen. — — Wann ich in dieser Absicht oder sonst etwas schriftlich verfasse, so scheint mir da nichts besser zu seyn, als die Aufmerksamkeit vornemlich auf die Sachen zu richten; und nur zu reden, was diese fodern, die Worte aber ganz der Leitung der Sachen zu überlassen, so daß der Vortrag ungekünstelt folge, wo ihn die Sachen hinführen. Was bedarf es Werke auf lange Jahrhunderte hin zu verfertigen? Soll das deine Absicht seyn, daß die Nachwelt nicht von dir schweige? Bist du doch geboren um zu sterben, und ein Tod der wenig Geräusch verursachet, hat immer die mindesten Beschwerlichkeiten. Schreib also um deine Zeit zu beschäftigen, zu deinem Nutzen, nicht für den Ruhm, etwas in einer ungekünstelten Schreibart. Es bedarf nicht so

viel

viel Arbeit, wo man nur für den täglichen Gebrauch studiert. Bald hernach wo mein Gemüth sich von der Grösse der Gedanken empor gehoben fühlt, da sucht es auch wieder hohe und prächtige Ausdrücke, und wie es gleichsam einen höhern Geist athmet, so will es auch in einem höhern Ton die Gedanken aussprechen, und der Vortrag erhebt sich zu der Höhe der Gedanken. Ich vergesse dann der Regeln und eines genauer gehenden Urtheils und fahre hoch daher; es ist nicht mehr mein Mund der redet.

Doch um nicht alles gar zu umständlich zu beschreiben: Mich begleitet in allen Sachen eine gewisse Blödigkeit bey meinen guten Gesinnungen; und ich beförchte immer, diese mögten sich etwa allmählig verlieren, oder was noch ein Grund zu grösserm Kummer wäre, ich mögte immer in einer ungewissen Gefahr schweben, und es mögte gar bey allem noch mehr Gefahr seyn, als ich voraussehen kann. Denn wir betrachten das, was uns angehet immer mit einer gewissen Vertraulichkeit, und die Gewogenheit, die wir gegen uns selbst haben, ist unserm Urtheil nachtheilig. Und gewiß wären meines Erachtens, viele zur Weisheit wirklich gelanget,

wenn sie nicht sie schon erreicht zu haben geglaubt, wann sie gewisse Mängel sich nicht selbst verborgen, oder mit offenen Augen sie übersehen hätten. Man muß nicht denken, daß die Schmeicheleyen andrer Menschen mehr Schuld an unserm Untergange haben als unsre eignen. Wo war jemals ein Mensch, der Herz genug hatte sich selber die Wahrheit zu sagen? Wo ist einer, der, wann ihn eine Menge von Lobrednern und Schmeichlern umgiebt, sich doch nicht selber am meisten geschmeichelt hat? Wann du also ein Mittel kennest, wodurch du diesen schwankenden Gemüthszustand zur Stille bringen kannst, so bitte ich dich, halte mich nicht für unwürdig, dir die Ruhe meines Gemüthes zu verdanken zu haben. Ich weiß es auch, die unruhigen Bewegungen meines Gemüthes sind nicht gefährlich, sie haben nichts stürmisches bey sich. Ein eigentliches Bild soll dir sagen was das Uebel ist, worüber ich mich beklage. Es ist nicht ein Sturm, was mich plagt, es ist die Seekrankheit. Befreye mich also von dieser Plage und hilf mir bey meinem Leiden, das mich im Anblick des Landes befällt.

Schon lange denke ich im Stillen bey mir nach, mein lieber Serenus, womit ich

diesen

diesen Gemüthszustand vergleichen soll. Nichts will mir scheinen demselben so nahe zu kommen als der Zustand solcher Leute, die sich aus einer langwirrigen und schweren Krankheit erhohlet haben, bisweilen dennoch einige Regungen und leichte Anfälle verspüren, und wann auch diese Ueberbleibsel der Krankheit sich verlohren haben, doch immer noch von argwöhnischen Besorgnissen beunruhiget werden, und wann sie wieder völlig gesund sind, dennoch die Hand dem Arzt den Puls zu befühlen darstrecken, und jede Hitze in ihrem Cörper für verdächtig halten. Der Leib dieser Leute, mein Serenus, ist zimmlich gesund, aber der Gesundheit noch nicht recht gewohnet. So bemerket man auch auf dem stillen Meere, oder auf einem See ein Zittern, wann der Sturm sich schon gelegt hat. Es bedarf hier also nicht jener strengen Vorschriften, die wir hier nur im Vorbeygang berühren, daß man bald selbst seinen Leidenschaften Einhalt thue, bald über sich selbst in mehrerm oder minderm Grade böse werde, sondern nur dieser letzten Lehre, daß man zu sich selber ein Vertrauen fasse, und glaube, man gehe auf dem rechten Weg, und sich nicht durch die Fußstapfen derer, die überqueer

lauf-

lauffen, oder den Weg gänzlich verfehlen, irre machen lasse. Das was man wünschet, ist etwas grosses und erhabenes, und was den Göttern nahe kömmt; durch nichts erschüttert zu werden.

Diesen unbeweglichen Zustand des Gemüths heissen die Griechen **Euthymia**, und Democritus hat ein vortreflichen Buch davon geschrieben; ich heisse es **Ruhe**. Es ist nicht allemal nöthig der Griechen Wörter genau nachzubilden und nach ihrer Art zu reden zu übersetzen. Die Sache selbst, wovon gehandelt wird, muß mit einem Namen bezeichnet werden, der die Bedeutung der griechischen Benennung, nicht ihr Aussehen habe.

Wir untersuchen also, auf was Weise das Gemüth immer sich selbst gleich einer ungestörten Glückseligkeit geniesse, so daß dasselbe immer zufrieden mit sich selbst und durch den Anblick eigner Vortreflichkeit erfreut, niemals diese angenehmen Empfindungen unterbricht, immer in einem ruhigen Zustand bleibt, ohne sich jemals zu erheben oder niedergeschlagen zu werden. Und das wird das seyn, was man Gemüthsruhe heisset. Wie man dazu gelangen könne; das müssen wir izt überhaupt untersuchen; du magst dann

von

von diesem dem allgemeinen Besten bestimmten Heilmittel so viel nehmen, als du Lust hast.

Indessen muß ich den entgegengesetzten schlimmen Zustand nach seinem ganzen Umfang ans Licht hervorziehen, damit ein jeder seinen Antheil daran erkennen könne; dabey wird man zugleich sehen, wie jener Eckel an seinem gegenwärtigen Zustande, Leute, die an einen schönen und wichtigen Stand in der Welt gleichsam angebunden sind, oder die ein vielversprechender Titel drückt, weil Schaam, nicht freyer Wille sie verhindert, dieselben zu verlassen, bey ihrem geheuchelten Glücke noch weit mehr plagt als andre. Leute, die der Leichtsinn, der Ueberdruß, Veränderlichkeit in ihren Entschlüssen nie ruhen läßt, denen nur immer gefällt, was sie verlassen, und Leute, die in schläfriger Unthätigkeit verfaulen, befinden sich in gleichem Zustande. Und eben so auch die, die wie bey schwerem Schlafe sich immer herumwälzen, sich bald auf diese bald auf jene Seite legen, bis sie aus Müdigkeit zuletzt den Schlaf finden; von einem Tag zum andern ändern sie ihre Lebensart ab, und bleiben dann zuletzt bey derjenigen, die nicht Abneigung gegen Abän-

derun-

derungen etwa gerathen, sondern in der sie das zu Neuerungen allzuträge Alter überfallen hat. Zu denen kommen noch alle die, die nicht aus Unbeständigkeit, aber aus Trägheit, in ihrem Leben nicht so gar veränderlich sind. Sie leben so fort, wie sie einmal angefangen haben, nicht nach eigner Wahl.

Dieser Fehler kömmt noch unter mancherley andern Gestalten zum Vorschein, aber seine Wirkung ist nur eine, daß man sich selber mißfällt. Und das rührt von einer schlimmen Gemüthsverfassung, von der Furchtsamkeit, oder dem schlechten Erfolg der menschlichen Begierden her, wann die Kühnheit oder der Ausgang ihren Begierden nicht entspricht, wann die Menschen immer auf neue Hoffnungen ausgehen, immer unbeständig und veränderlich sind. Und das muß denen nothwendig begegnen, die bey ihren Wünschen immer unschlüßig sind. In ihrem ganzen Leben schweben sie ohne einen Ruhepunkt zu finden, und üben und zwingen sich zu mühsamen und unsittlichen Handlungen, und wann sie dann ihre Bemühungen ohne Belohnung sehen, so quält sie ihr Gewissen, daß sie sich ohne einigen Nutzen in Schande gestürzt haben; die Fehlschlagung, nicht die

Lasterhaftigkeit ihrer Entschlüsse bekümmert sie. Dann fangen sie an, ihre Unternehmungen zu bereuen, und Furcht hinterhält sie, wieder etwas zu unternehmen; dann entstehet eben jene Unentschlossenheit des Gemüthes, wo man keinen Ausgang zu finden weiß, weil man seinen Begierden weder gebieten, noch gehorchen kann; so wird das Leben bey eingeschränkterm Wirkungskrais gleichsam in seinem Lauffe aufgehalten, und die Seele schmachtet unter fehlgeschlagenen Wünschen in unthätiger Verlegenheit hin.

Diese Uebel aber verschlimmern sich noch weit mehr, wann man aus heftiger Abneigung gegen einen unglücklichen Zustand, der so viel Mühe machte, zu der Muße seine Zuflucht nimmt, und zu den Beschäftigungen der Einsamkeit. Allein ein Gemüthscharakter, der sich vorher zu Staatsgeschäften emporgeschwungen, der den Trieb der Thätigkeit fühlt und daher natürlicher Weise unruhig ist, weil er wenig Trost in sich selber findet, kann dieses nicht ausstehen. Wann ihm dann die Vergnügungen, die die Geschäfte selber unruhigen Menschen fast jeden Augenblick gewähren, entzogen werden, da findet er sein Haus, die Einsamkeit, die engen Wände un-

erträg-

erträglich, und die sich selbst überlassene Seele kann ihren eignen Anblick nicht vertragen. Daher entstehet jene Unlust, jenes Mißfallen an sich selber, jenes beständige Herumwälzen der nirgends Ruhe findenden Seele, und jene Traurigkeit und Bitterkeit des Gemüthes bey einer unfreywilligen Muße: das schlimmste dabey ist noch, wann man sich schämet die Ursachen dieses traurigen Zustandes zu gestehen, wann die Schaam alle diese Quaalen einwärts treibt, und die in einem engen Raum ohne Ausgang eingeschlossenen Begierden einander selber erstecken. Dies ist dann die Ursache von Unmuth, harmvollem Schmachten und von tausend schwankenden Bewegungen eines verlegenen Gemüthes, das bey Unternehmungen, die angefangen sind, in zweifelhafter Erwartung schwebt, und bey denen, die unwiderbringlich fehlschlugen, in Niedergeschlagenheit versinkt. Daher kömmt es, daß man bey einem solchen Gemüthszustande seine Muße verwünscht, sich immer beklagt, man habe nichts zu thun, und dem Neide, diesem abgesagten Feind des Wohlergehens des Nebenmenschen, sich überläßt. Denn nichts giebt dem Neid so viel Nahrung, als aus Unglück enstandene Geschäftlosig-

losigkeit: solche Menschen wünschen, weil sie sich nicht empor schwingen konnten, den Untergang andrer Menschen zu sehen; durch den Unwillen über den glücklichen Fortgang andrer Menschen und aus Verzweiflung an ihrem eigenen, wird ihr Herz auf das Glück erbost, sie beklagen sich über die Welt, verbergen sich in einem Winkel und brüten da voll Mißvergnügen und Unmuth über ihrer eignen Plage.

Der menschliche Geist ist von Natur thätig und zur Bewegung geneigt; alles das ist ihm erwünscht, was ihm Gelegenheit verschaft sich zu ermuntern und zu zerstreuen: vornemlich Leuten von dem schlimmsten Charakter; sie reiben sich gern an Geschäften: Es giebt eine Art Geschwüre, die ungeachtet es ihnen schadet, die Hände zur Berührung reizen, und denen sie wohl thut: auch die garstige Krätze am Leib hat alles das gerne was rauh' ist. So macht gewissen Seelen, an denen böse Begierden wie Geschwüre ausbrechen, Arbeit und Mühe Vergnügen. Bey manchem befindet sich unser Cörper wohl, wann es ihm auch schon Schmerzen verursacht; als sich herumzuwälzen, sich im Bette, wann

eine Seite noch nicht völlig ermüdet ist, auf die andre zu legen, und bald durch diese, bald durch jene Lage und Stellung sich zu erfrischen. So wie Achilles beym Homer bald auf dem Angesichte, bald auf dem Rügken ligt, und seine Lage auf alle Arten abändert. Daran kennet man eben den kranken Zustand eines Menschen, wann er nichts in die Länge leiden mag, und jede Abänderung für ein Heilungsmittel hält.

Aus eben dem Grunde kömmt es, daß man Reisen vornimmt und herumschweift, daß man an den Gestaden des Meeres herumirret, daß die mit dem gegenwärtigen immer unzufriedene Veränderlichkeit des Gemüths bald zu Wasser bald zu Lande ihr Heil versucht. Lasset uns itzt nach Campanien gehen. — Bald sind uns diese anmuthsvollen Gegenden zuwider. — Lasset uns wilde Gegenden besuchen. Wir wollen also die Bruttischen und Lucanischen Wälder durchstreichen. Indessen wollen wir mitten in diesen Wüsteneyen eine liebliche Stelle aufsuchen, um unsre üppigen Augen, nach dem wir lange öde und schauervolle Länder vor uns gesehen, wieder zu erquicken. Lasset uns Tarent, jenen berühmten Meerport, jenen

nehmen Winteraufenthalt unter einem gelindern Himmelsstrich, und jene prächtigen Palläste besuchen, die itzt noch wie vormals für eine zahlreiche Menge Einwohner Raum genug hätten. — Itzt wollen wir noch der Städt zu lenken. — Zulange hat unser Ohr das Klatschen und das Geräusch des Volks bey den Spielen gemisset. — Es ergetzt uns Menschenblut fliessen zu sehen. So folgt eine Reise auf die andre, so wird ein Schauspiel mit dem andern vertauscht: und wie Lucretius sagt:

Suchet allzeit ein jeder sich seber zu fliehen —.

Doch was hilft es, wann er sich selbst nicht entfliehen kann? Er ist sich selber, ein beschwerlicher Begleiter, der ihm immer auf dem Fusse nachfolget. Wir sollen einmal begreifen lernen, daß das Ubel, das uns plagt, von uns selber nicht von den Gegenden herrühret. Schwach und ungeduldig können wir weder Arbeit noch Vergnügen, weder eigne noch fremde Herrschaft, in die Länge ertragen. Dies trieb sogar einige zum Tod, daß sie bey oft abgeänderten Vorsätzen doch immer wieder auf das gleiche zurückkamen: Nachdem sie also alles erfahren und nichts

neues mehr vor sich sahen, wurden sie des Lebens überdrüßig: und dann kam ihnen jene Sprache der rasenden Wollust zu Sinne; wie lange dies ewige einerley?

Du frägest mich, was ich gegen diesen Ueberdruß für ein Mittel für dienlich halte? Das beste wäre, nach der Meynung Athenodors, mit Führung der Geschäften, mit Verwaltung des Staats, und öffentlichen Bedienungen sich abzugeben. Es giebt Kranke, denen die Sonne, die Uebung und die beständige Sorge für ihren Leib die Tage verlängern; So befinden sich die Fechter wohl dabey, wann sie die meiste Zeit damit zubringen, ihre Arme stark zu machen, und das, woraus sie ihr Hauptgeschäft machen, ihre Leibesstärke zu unterhalten; Sollte da für uns, da wir uns gefaßt machen, den Sturm öffentlicher Geschäfte auszuhalten, wohl etwas anständiger seyn, als immer mit Arbeiten beschäftiget zu seyn? Denn wann man zur Absicht hat, sich seinen Mitbürgern und Nebenmenschen nützlich zu machen, so ist es zugleich Uebung und Vortheil, wann man sich dadurch, daß man für das Beste des Staats und einzelner Menschen nach Vermögen arbeitet, ganz in nützliche Ge-

schäftigkeit versetzt hat; Weil aber, fährt Athenodor fort, bey den rasenden Unternehmungen des Ehrgeitzes, bey der Menge von Lästermäulern, die die tugendhaftesten Handlungen böse auslegen, die ungekünstelte Redlichkeit nicht gar sicher ist, und man immer eher Hindernisse als glücklichen Erfolg zu erwarten hat, so muß man sich von den Gerichtshöfen und den öffentlichen Geschäften entfernen.

Eine grosse Seele kann sich in einer Privatwohnung eben so gut zeigen. Bey Löwen und andern Thieren legt sich der Muth in den Behältnissen, die sie einschliessen, der Mensch hingegen handelt in seiner Absonderung von den Menschen nur mit noch grössern Nachdruck. Er muß sich aber nicht so weit entziehen, und sich in seinem der Ruhe gewidmeten Aufenthalt nicht so verbergen, daß er nicht bereitwillig sey dem Vaterland oder auch Privatpersonen mit seinen Talenten, seiner Beredsamkeit und Klugheit nützlich zu seyn. — Man dienet dem Staat nicht nur, wann man die, so sich um Ehrenstellen bewerben, empfiehlt, wann man die Angeklagten vertheidigt, über Frieden und Krieg seine Meinung giebt; Nein, wann man die

Jugend zum guten aufmuntert, wann man bey dem gegenwärtigen so grossen Mangel an heilsamen Vorschriften die Gemüther zur Tugend bildet, wann man die, so nach Geld und Ueppigkeit so eifrig laufen, anfaßt und zurück zieht, oder wo sonst nichts zu erhalten ist, zum wenigsten ihren Fall verzögert, da arbeitet man auch im Privatstande für das allgemeine Beste. Der, so zwischen Fremden und Bürgern Recht spricht, der Stadtprätor, der die Worte des Beysitzers den Partheyen ausspricht, leistet der mehr, als wer lehret, was Gerechtigkeit, Frömmigkeit, Tapferkeit, Geduld, Verachtung des Todes, Kenntniß der Götter sey, und wie ein gutes Gewissen, das beste Gut, von unsrer eignen Wahl abhange? Wann man also die Zeit, die man öffentlichen Geschäften entzieht, den Studien wiedmet, so verläßt man seinen Posten nicht, noch weigert man sich sein Amt zu erfüllen. Nicht nur der leistet Kriegsdienste, der in der Schlachtordnung stehet, und den rechten oder linken Flügel vertheidigt; auch der, der die Thore bewachet, der an einem wie wohl nicht gefährlichen, doch nicht müßigen Posten stehet, der Wache hält, und der über die Kriegs-Vorrathhäuser gesetzt ist.

Alle

Alle diese Stellen, ob sie gleich nicht blutig sind, werden doch unter die gezählt, die Sold bekommen.

Wann du dich zu den Studien zurück ziehest, so wirst du allem Ueberdruß des Lebens entgehen, wirst nicht aus Langeweile bey Tag wünschen, daß es Nacht werde, wirst weder dir selber eine Last, noch andern Menschen überflüßig seyn: du wirst viele zur Freundschaft anlocken, und die besten Menschen werden sich häufig zu dir gesellen. Die Tugend, wann sie auch im Verborgenen lebt, verräth sich immer an gewissen Merkmalen, und wer ihrer würdig ist, wird sie auszuspüren wissen.

Wann wir aber allen Umgang mit den Menschen aufheben, und dem menschlichen Geschlechte entsagen, und ganz in uns selbst gekehret leben, so wird bald in diese von allem Bestreben freye Einsamkeit eine gänzliche Geschäftlosigkeit uns begleiten. Dann werden wir anfangen, neue Gebäude aufzuführen, andre niederzureissen, das Meer zu entfernen, und Wasser über die schwersten Anhöhen zu bringen suchen, und so die von der Natur zum Gebrauch uns gegebene Zeit übel anwenden.

Gehen doch unter den Menschen die einen sparsam, die andern verschwenderisch mit der Zeit um: andre von uns gebrauchen sie so, daß sie Rechenschaft davon geben können; andre, daß sie gar nichts davon aufweisen können. Es ist auch in der That nichts so schändlich als ein Greiß, der keinen andern Beweis, daß er lange gelebt habe, als sein Alter anführen kann.

Nun muß ich dir sagen, mein lieber Serenus, es will mich bedunken, Athenodor habe den Umständen zu sehr nachgegeben, er habe sich allzugeschwind zurück gezogen. Nun läugne ich gar nicht, daß bisweilen ein Rückzug nöthig sey; nur muß er nach und nach mit Anstand, ohne Verlust der Fahnen oder Nachtheil kriegerischer Ehre geschehen. Denn man erhält selbst von dem Feind mehr Achtung und grössre Sicherheit, wann man sich ihm die Waffen in der Hand ergiebt. Eben so verhält es sich mit der Tugend und dem Verehrer der Tugend; wenn das Glück die Oberhand gewinnt und seiner Thätigkeit Schranken setzet, so muß er nicht sogleich mit zugewandtem Rücken und weggeworfnen Waffen davon fliehen, und sich in einem Winkel verbergen, als ob es einen Ort gäbe, wo ihn

das

das Glück nicht verfolgen könnte; er soll sich nur sparsamer in öffentliche Geschäfte mischen, und sich mit guter Auswahl etwas ausfindig machen, wodurch er dem Vaterland nützlich werden kann. — Wird dem Freund der Tugend nicht vergönnet im Kriege Dienste zu leisten, so richte er sein Aug auf bürgerliche Ehrenstellen. — Muß er im Privatstande leben, so trette er als Sachwalter auf. Wird ihm auch da das Stillschweigen gebotten, so sey er ohne das Wort zu führen bey Rechtshändeln der Beystand seiner Mitbürger. Wird es auch für ihn gefährlich die Gerichtshöfe zu besuchen; so bezeige er sich im Hause, bey Schauspielen, bey Gastereyen, als einen guten Hausgenossen, redlichen Freund, und mässigen Gast. Sind die Pflichten des Bürgers für dich verlohren, so übe die Pflichten des Menschen aus — Eben deßwegen öfnete der höhere Geist unsrer Philosophie, anstatt uns inner die Mauern einer Stadt einzuschliessen, uns den Umgang mit der ganzen Welt, und gab uns dieselbe zu unserm Vaterland, damit sie der Tugend ein weiteres Feld ihrer Wirksamkeit anweisen könnte. — Ist dir also der Zugang zu dem Gericht, die Rednerbühne, die Volksversammlung verschlossen, so siehe

erheb deine Stimme; hält man dir den Mund zu; so stehe doch und hilf durch dein Stillschweigen. Niemahls ist die Mühe eines rechtschaffenen Bürgers völlig verlohren. Er kann durch hören und sehen, durch seine Miene, seinen Wink, seine stille Entschlossenheit, so gar durch seinen Gang nützlich werden. Es giebt gewisse Arzneymittel, die ohne Schmecken und Berühren, nur durch ihren Geruch heilsame Wirkungen hervorbringen. Eben so ist die Tugend auch aus der Ferne und im Verborgenen von weit verbreiteten Nutzen; sie mag nun frey und ungehindert nach allen Seiten gehen und ihre Rechte gebrauchen dörfen, oder nnr aus Gnade den Zutritt erhalten, und genöthiget seyn die Segel einzuziehen; müßig und stumm und eng eingeschrankt, oder in unverhülltem Glanze, in welchem Zustande sie sich immer befinde, allezeit ist sie nützlich. Oder kann man es für unnütz halten, das Beyspiel eines Mannes, der vernünftig der Ruhe geniesset?

Das Beste wird also seyn, die Musse mit den Geschäften zu verbinden, so oft ein ganz beschäftigtes Leben wegen zufälliger Hindernisse, oder durch die Beschaffenheit des Staa-

Staates unmöglich wird. Denn niemals können alle Zugänge so fest verschlossen seyn, daß eine tugendhafte Handlung sich nicht Bahn machen könne. War jemahls eine Stadt unglücklicher, als Athen, da jene dreyßig Tyrannen sie zerrütteten? Dreyzehenhundert Bürger, die besten in der Stadt, wurden getödtet; dabey fand die ergrimmte Wuth noch kein Ende, sie erhitzte sich nur desto mehr. In der Stadt, wo der Areopagus, das gewissenhafteste Gericht, wo der Senat und ein dem Senat ähnliches Volk sich versammelte, da sahe man täglich eine Versammlung von Henkern und das schreckliche Gerichtshaus war für die Tyrannen zu enge. Konnte ein Staat wohl etwas von Ruhe wissen, wo so viel Tyrannen als Trabanten waren? Nicht die geringste Hofnung eine freye Verfassung wieder zu bekommen schmeichelte den Gemüthern, und bey einem so erschrecklichen Elend wußte man nicht, wo ein Hülfsmittel anzubringen wäre. Denn woher konnte sich der unglückliche Staat so viele Harmodius versprechen? Dennoch blieb Socrates in ihrer Mitte, tröstete die trauernden Väter, richtete die auf, die alles für verlohren gaben, rückte den Reichen, denen itzt ihre Reichthümmer Furcht einjagten,

die zu späte Reue über ihren gefährlichen Geitz vor: und so wieß er aller Orten ein herrliches Beyspiel für die, so ihm nachahmen wollten, er der unter dreyßig Oberherren frey herumwandelte. Und doch eben diesen Socrates tödtete Athen im Gefängniß; und der nun befreyte Staat konnte es nicht ausstehen, den in Freyheit zu sehen, der vorher ohne Gefahr einer Schaar von Tyrannen Trotz geboten. Lerne also daraus, daß ein weiser Mann auch in einem darnieder gedrückten Staate Gelegenheit findet, sich hervorzuthun, und daß auch in einem blühenden und glücklichen Staate Geldgeiz, Neid und tausenderley andre Laster der Friedenszeiten herrschen können. Wie es also der Zustand des Staats mit sich bringt, und es das Glück erlaubt, so wollen wir den Kraiß unsrer Thätigkeit entweder erweitern oder verengern; immer werden wir doch in Bewegung bleiben, und nicht von Furcht gebunden einschlafen.

Nur der ist allerdings ein Mann, der, wann Gefahren von allen Seiten drohen, wann Waffen und Ketten rings umher rasseln, nicht mit seiner Tugend blind anrennet und sie auch nicht verbirgt; denn seine Absicht ist weder sich in Gefahr zu stürzen, noch sich le-

bendig zu vergraben. Wann ich nicht irre, so sagte Curius Dentatus, er wolle lieber todt seyn, als lebendig todt seyn; das gröste unter allen Uebeln ist, ehe man gestorben ist, nicht mehr unter die Anzahl der Lebendigen zu gehören. Man soll sich deswegen also verhalten; Fällt unser Leben in eine Zeit, wo es mißlich ist, sich in öffentliche Geschäfte zu mischen, so soll man wie bey einer gefährlichen Schiffahrt sich von Zeit zu Zeit in den Hafen begeben, und also mehr Zeit der Musse und den Wissenschaften wiedmen. Man muß nicht warten, bis die Geschäfte uns entlassen, wir müssen selber uns von ihnen trennen. —

Wir müssen aber zuerst in Erwägung ziehen, wer wir selber seyen; demnach was das für Geschäfte seyen, die wir unternehmen; endlich, wer diejenigen seyen, um deretwillen wir handeln, oder mit denen wir Geschäfte haben.

Allererst ist nöthig, daß ein jeder sich selber richtig schätze, weil wir fast immer unsre Kräfte grösser zu seyn glauben, als sie wirklich sind. Der eine kömmt zu Fall durch allzugrosses Vertrauen auf seine Beredsamkeit; ein andrer strengt sein Vermögen zu grössern Ausgaben an, als es ertragen mag; ein dritter

ter erdrückt seinen schwachen Körper unter einem mühsamen Amt. Einige macht ihre natürliche Schüchternheit zu öffentlichen Geschäften, die eine freche Stirne erfodern, ziemlich ungeschickt: Einige macht ihr Starrsinn unbequem für das Hofleben. Noch andre haben den Zorn nicht in ihrer Gewalt; jede Entrüstung reißt sie zu unbesonnenen Reden hin. Andre können ihren lebhaften Witz nicht in Schranken halten, noch lustige Einfälle unterdrücken, die ihnen gefährlich werden können. Für alle diese ist die Ruhe den Geschäften vorzuziehen. Ein hitziges und ungeduldiges Naturell muß alles das vermeiden, was dasselbe zu einer Freymüthigkeit anreitzen könnte, die schädliche Folgen nach sich zöge.

Hernach müssen wir das Gewicht der Unternehmungen wohl ermessen, und unsre Kräfte mit den Geschäften, an die wir uns zu wagen gesinnet sind, vergleichen. In dem Träger muß immer mehr Kraft als in der Last seyn; eine allzuüberwiegende Last muß den Tragenden erdrücken. Nebendem sind gewisse Geschäfte nicht so fast wichtig als fruchtbar, und ziehen viel andre Geschäfte nach sich. Alle die soll man vermeiden, woraus immer neue Beschäftigen von mancherley Art erwachsen. Auch

muß

muß man sich niemals in etwas einlassen, wo man keinen freyen Rückweg hat. Man soll nur an solche Geschäfte Hand anlegen, wo man denselben entweder selbst ein Ende machen, oder zum wenigsten ein Ende hoffen darf. Hingegen Geschäfte, die unter der Hand sich immer mehr erweitern und über das beschlossene Ziel herausgehen, die soll man fahren lassen.

Auch ist vornemlich in Ansehung der Menschen selbst eine Auswahl zu treffen; man muß sie prüffen, ob sie würdig seyen, daß wir ihnen einen Theil unsers Lebens widmen, und ob der Aufwand unsrer Zeit ihnen wirklich zu gut komme. Denn es giebt Leute, die es uns zur Gnade anrechnen, wann sie Dienstleistungen von uns annehmen. Ich gehe zu keinem zu Gast, sagte Athenodor, wann er mir nicht Dank dafür schuldig zu seyn glaubt. Daraus, glaube ich, wird man leicht abnehmen, daß er noch weit weniger zu solchen würde gegangen seyn, wo man glaubt, vermittelst einer wohlbesetzten Tafel gehen alle vorher erwiesenen Freundschaftsdienste wett auf, wo man jede Tracht als ein Gnadengeschenk anrechnet, gleich als ob man nur um andern Leuten Ehre zu erweisen,

schwelgen. Man nehme ihnen aber die Zeugen und Zuschauer weg, so wird ihre unbewunderte Küche wenig Reitz für sie mehr haben.

Kurz, man muß erwägen, ob unsre natürlichen Anlagen uns zur Führung der Geschäfte, oder zur Ruhe, zum Studieren und zur Betrachtung geschickter machen, und dann muß man sich auf die Seite neigen, wo uns unser Genie hinführet. Isocrates zog den Ephorus mit Gewalt von Führung der Rechtshändel weg, weil er glaubte, er habe ein besseres Geschicke zu einem Geschichtschreiber. Ein Genie, dem man Gewalt anthut, schlägt immer fehl, und wo man der Natur entgegen arbeitet, ist alle Mühe verloren. — Nichts ist so entzückend, als sanfte und treue Freundschaft. Welch reitzendes Glück ist es, ein Menschenherz zu wissen, dem man alle seine Geheimnisse sicher anvertrauen, auf dessen Verschwiegenheit man noch mehr, als auf seine eigne zählen darf? Einen Menschen zu haben, dessen Zureden unsern Kummer lindert, dessen gesundes Urtheil uns mit gutem Rath aushilft, dessen aufgeweckter Umgang unsre Traurigkeit zerstreuet, und dessen Anblick uns schon Freude macht? Allein, da müssen wir solche zu Freunden erwählen,

die so viel immer möglich ist, von bösen Begierden frey sind. Denn die Laster sind ansteckend, sie gehen schnell von einem zum andern über, und die leichteste Berührung ist schon gefährlich. Zur Pestzeit muß man sich in Obacht nehmen, daß man angesteckten und schon kranken Cörpern nicht nahe komme, weil man dadurch leicht das ansteckende Gift in sich saugen, und durch den blossen Anhauch erkranken kann. So muß man auch bey der Auswahl der Freunde sorgfältig seyn, solche Charakter, die so wenig als möglich vom bösen angesteckt sind, in seine Freundschaft aufzunehmen. Die Krankheit nimmt da schon ihren Anfang, wann krankes und gesundes zusammen kömmt. Die Absicht dieser Vorschrift gehet aber nicht dahin, daß man den vollkommenen Weisen aufzusuchen und in seine Freundschaft zu ziehen sich bestreben soll. Denn wo will man denselben ausfündig machen, nachdem man ihn schon so viel Jahrhunderte vergeblich suchet? Wer am mindesten schlimm ist, mag für den besten gelten. Eine beßre Wahl würde dir kaum offen stehen, wann du selbst unter den Platonen und Xenophonten, und unter dem glücklichen Nachwuchs der Socratischen Schule recht-

schaf-

schaffene Männer aufsuchen könntest, auch in dem Zeitalter des Cato nicht, das doch meistens würdige Männer, aber auch zugleich weit schlimmere Menschen als jemals vorher, Unternehmer der grösten Frevelthaten, hervorbrachte. Dann um den ganzen Werth des Cato zu kennen, mußte eine schöne Anzahl von beyden vorhanden seyn: Von den guten, damit er ihren Beyfall erhalten, von den bösen, damit er an denselben seine Stärke versuchen könnte. Allein bey der gegenwärtigen Seltenheit der Rechtschaffenen, darf die Auswahl weit weniger strenge seyn. Vornemlich aber soll man jene finstern und wainerlichen Menschen meiden; nichts ist in der Welt, daran sie nicht Stoff zu klagen finden. Ein solcher leidenschaftlicher, alles beseufzender, Gesellschafter, laß seine Redlichkeit und sein Wohlwollen gegen uns noch so groß seyn, ist ein Feind unsrer Ruhe.

Lasset uns itzt vom Geld und Reichthum reden, diesem reichsten Stoff menschlichen Elends. Denn wenn man alles andre, was uns sonst ängstiget, Todesfälle, Krankenlager, Besorgnisse, Sehnsucht, das Leiden der Schmerzen und Mühseligkeiten, mit den Uebeln vergleicht, die uns das Geld zuzieht,

so wird man bey diesem letztern das Uebergewicht bald entdecken. Man bedenke nur, wie weit weniger schmerzhaft es ist, nichts zu besitzen, als es zu verlieren, und wir werden es bald einsehen, daß die Armuth um so viel weniger Quaalen verursachen muß, als sie weniger Anlaas zu schmerzhaftem Verlust giebt. Denn man betriegt sich sehr, wenn man glaubt, die Reichen können mit größrer Gelassenheit das ihrige einbüssen. Eine Wunde ist an grossen und kleinen Cörpern gleich schmerzhaft. Bion sagte sehr artig; Kahlköpfen und behaarten falle es gleich beschwerlich, wann man ihnen die Haare ausreisse. Und so, g aube man es nur, ist ein Verlust für den Armen und den Reichen gleich peinlich: Beyden hänget ihr Geld so fest an, daß es ohne schmerzliche Empfindung nicht weggerissen werden kann. Nichts zu erwerben ist, wie ich eben sagte, weit leichter und erträglicher, als das besessene verlieren: Man wird daher auch bey Menschen, die das Glück niemals günstig angeblickt, weit mehr Freudigkeit wahrnehmen, als bey denen, die es verlassen hat. Diogenes, ein Mann von hohem Geiste, sahe die Wahrheit dessen ein und nahm deswegen sol-

che

che Maaßregeln, daß ihm nichts konnte entrissen werden. Man nenne dies Armuth, Dürftigkeit, Mangel, man gebe diesem sichern Zustande so beschimpfende Namen, als man Lust hat; ich werde dennoch einen solchen erst dann nicht länger für glücklich ansehen, wann man mir einen andern zeigen kann, der keinem Verlust ausgesetzt ist. Mich betriegt alles, oder das ist so viel als König seyn, mitten unter Geizigen, Betrügern, Strassenräubern, Menschenverkäufern, der einzige zu seyn, dem man nicht schaden kann. Sollte man an der Glückseeligkeit des Diogenes zweifeln, so könnte man mit eben so gutem Rechte über den Zustand der unsterblichen Götter Zweifel haben, ob sie gar glücklich leben, da sie weder Vorwerke, noch Gärten, noch durch fremde Anbauer kostbare Ländereyen, noch Geld haben, das ihnen grosse Zinsen einbringt. O Mensch, der die Reichthümer so bewundernd anstaunet, schämest du dich nicht? Ha, siehe einmal nach dem Himmel hin. Die Götter *) daselbst sind nackt; sie geben alles und haben nichts. Willst du den, der sich von allen zufälligen

*) Die Gestirne.

Gütern losmacht, arm oder ähnlich den unsterblichen Göttern nennen? Oder ist Demetrius, des Pompejus Freygelassener, nach deinem Sinne glücklicher, der sich nicht schämte reicher zu seyn als Pompejus, dem man täglich, wie einem Feldherrn von seinem Kriegesheer, die Anzahl seiner Sklaven eingeben mußte, er, für den es schon Reichthum hätte seyn sollen, zween Unterbedienten und eine geraumigere Klause zu haben. Diogenes hatte nur einen Sklaven; dieser lief ihm weg; man zeigte dem Diogenes seinen Aufenthalt an; er hielt es nicht der Mühe werth, ihn zurück zu nehmen. Ist es nicht Schande, daß Manes ohne Diogenes, Diogenes aber ohne Manes nicht sollte leben können? Er sagte damit gleichsam, Glücksgöttin, hier hast du nichts zu schaffen, von allem, was Diogenes hat, stehet nichts unter deiner Macht. Mein Sklave ist mir entlauffen? Nein; er ist frey davon gegangen. Ein Trupp Bedienter bedarf Geld zur Kleidung und Unterhalt; da muß man für die Bäuche so vieler gieriger Thiere sorgen, da muß man ihnen Kleider kaufen, immer auf ihre zum Rauben aufs beste abgerichtete Hände ein aufmerksames Aug haben, und von

Leu-

Leuten sich bedienen lassen, die immer wainen und ihr Loos verwünschen.

Wie viel glücklicher ist der, der niemanden nichts zu leisten schuldig ist, als wem er etwas am leichtesten abschlagen kann, sich selber? Weil wir aber hierzu gewöhnlich nicht Stärke genug besitzen, so müssen wir, um den Streichen des Glücks minder ausgesetzt zu seyn, zum wenigsten unser Eigenthum in einen engern Raum zusammenziehn. Cörper, die sich unter den Waffen verbergen, sind zum Krieg allezeit geschickter, als solche, die über die Waffen heraustretten und die ihre Grösse den Wunden preiß giebt. Das ist das beste Maaß des Geldes, wann man nicht bis zur Armuth versinkt, noch sich von derselben zu weit entfernt.

Und dieses Maaß wird unsern Beyfall erhalten, wann wir erst an einer haushälterischen Lebensart Geschmack gefunden haben. Ohne sie wird kein Reichthum für uns zureichend, und mit ihr keiner zu klein seyn: Besonders da durch sie das Hülfsmittel immer bey der Hand ist, und die Armuth selbst durch Hülfe der Sparsamkeit sich in Reichthum verwandeln kann. Wir wollen uns also gewöhnen, alles eitle Gepränge von uns

zu entfernen, und die Dinge nach dem Nutzen, nicht nach der Zierde, die sie uns verschaffen, schätzen lernen. Die Speise sey bestimmt den Hunger, der Trank den Durst zu stillen, die übrigen Triebe werden nach dem Bedürfniß befriedigt. Wir wollen auf unsre eignen Glieder uns stützen; in Nahrungsmitteln und Kleidung uns nicht nach der neuesten Mode richten, sondern darinn die Sitten unsrer Vorfahren befolgen lernen. Lernen wollen wir unsre Enthaltsamkeit zu vergrössern, der Ueppigkeit Einhalt zu thun, dem Gaumen zu befehlen, die Zornmüthigkeit zu lindern, die Armuth mit gleichgültigen Augen anzusehen, eine haushälterische Lebensart zu führen, wann wir uns auch etwa darüber schämen müßten, daß wir die natürlichen Bedürfnisse durch so wohlfeile Mittel zufrieden stellen. Wir wollen die unbändigen Wünsche der Seele, die immer in die Zukunft hinausblickt, gleichsam fesseln lernen, und das zu unserm Hauptgeschäfte machen, daß wir den Reichthum eher von uns selber als vom Glück erwarten. Bey der grossen Mannigfaltigkeit von widrigen Zufällen, ist es unmöglich alle so abzutreiben, daß nicht mancher Sturm, besonders

die

die, so mit grosser Rüstung fahren, überfallen sollte; man muß deßwegen seine Sachen nahe zusammen ziehen, damit die Pfeile*sich in der Luft verlieren. Aus diesem Grunde waren Verbannungen und Unglücksfälle nützliche Heilungsmittel, und grosse Uebel wurden durch geringere fortgeschaft, wo die Seele den Lehren der Weisheit wenig Gehör geben wollte, und gelindre Mittel nichts ausrichten konnten. Warum sollten sie auch nicht nützlich seyn? Wann Armuth, Schande, gänzlicher Umsturz einbrechen, wird da nicht ein Uebel dem andern entgegen gestellt? Wir wollen uns also gewöhnen, daß wir ohne eine Menge Gäste essen können, uns von wenigern Sklaven bedienen lassen, eingeschrankter wohnen. Es ist nicht nur im Wettkampf beym laufen, nicht nur bey den Spielen im Circus, es ist auch in der Laufbahn des Lebens nöthig, daß man wisse einwerts zu lenken.

Der Aufwand selbst für das Studieren, der sonst am besten angelegt ist, ist nur in so weit vernünftig, als er inner gewissen Schranken bleibt. Worzu nützt eine unzahlbare Menge Bücher und Büchersammlungen, wovon der Eigenthümmer in seinem ganzen

Leben kaum die Ueberschriften liest. Eine solche Menge fällt dem Studierenden eher zur Last als daß sie ihn unterrichtet: Weit besser ist es gethan, sich an wenig Schriftstellern zu halten, als bey vielen herumzuschweifen. Jene vierhundert tausend Bücher, die zu Alexandrien verbrannten, das schönste Denkmahl königlicher Pracht, möge ein andrer loben; Livius sagt davon, es sey ein herrliches Werk des Geschmacks und königlicher Vorsorge gewesen. Es war aber weder Geschmack, noch Vorsorge, wol aber gelehrte Pracht, oder vielmehr nichts als Pracht, weil sie nicht zum Gebrauch der Gelehrsamkeit, sondern nur zum Anschauen angeschaffet worden: so wie bey vielen Unwissenden, die noch weniger gelernt haben als Sklaven, Bücher Zierden ihrer Schlafzimmer, nicht Werkzeuge des Studierens sind. Man schaffe also so viel Bücher an als zum Studieren hinreichend sind, keine zum Staate.

Allein, sagst du, dieser Aufwand ist doch allezeit vernünftiger, als wann das Geld auf Corinthische Gefässe und Gemählde verwandt wird. — In allen Dingen ist zuviel ein Fehler. Wirst du Nachsicht für den haben, der seine Schränke aus Cedernholz und Elfen-

bein

bein verfertigen läßt, der die Werke unbekannter oder verdächtiger Verfasser aufsuchet, und unter so viel tausend Büchern gähnet, und den an seinen Büchern nichts so sehr ergezt als die Vorderseite und der Titel? denn bey den grösten Müßiggängern wirst du was man von Rednern und Geschichtschreibern immer aufbringen kann und Behältnisse antreffen, die bis an das Dach reichen. Denn heut zu Tage werden Büchersammlungen auch in Badzimmern als eine nöthige Zierde des Hauses angebracht. Es wäre zwar noch verzeihlich, wann es aus einer übermäßigen Liebe zu den Wissenschaften herkäme, allein heut zu Tage müssen diese auserlesenen Werke erhabener Geister mit ihren Bildnissen nur zum Schein und zum Schmuck der Wände dienen.

Aber vielleicht bist du in eine beschwerliche Lebensart verwickelt worden, und das Glück hat dir im öffentlichen oder Privatstande einen Strick an den Hals geworfen, den du weder auflösen noch abreissen kannst. Allein bedenke da, wie die, so in Ketten und Banden gehen, diese beschwerliche Last an ihren Beinen im Anfang mit Mühe ertragen, hernach aber, wann sie sich dazu entschlies-

schliessen, es lieber geduldig zu leiden als immer darüber unwillig zu seyn, die Nothwendigkeit sie dieselben mit Muth, und die Gewohnheit mit Leichtigkeit ertragen lehrt. Wann man nur eine verdrießliche Lebensart nicht so fast für sich böse finden will, als aber vielmehr sie bey andern in einen bösen Ruf zu bringen zur Absicht hat, so wird man auch bey jeder Ergetzungen, Erhohlungen und Vergnügungen antreffen. Da die Natur wußte, zu was für Mühseligkeiten wir Menschen geboren werden, so hat sie uns darinn den besten Dienst erwiesen, da sie ein solches Linderungsmittel, wie die Gewohnheit ist, wodurch man in kurzer Zeit auch mit den schwersten Uebeln vertraut wird, ausfündig machte. Wirklich könnte es auch kein Mensch aushalten, wann die Widerwärtigkeiten in der Fortdauer so empfindlich wären als beym ersten Schlage. Indessen sind wir alle an das Glück mit Ketten, der eine mit einer guldenen und weiten, der andre mit engen und garstigen angeschlossen. Was macht das aber für einen Unterschied, wann ebendasselbe Gefängniß alle eingeschlossen hält, und die selbst angebunden sind, die andre banden, es sey dann, daß man die Kette auf der linken Seite

für

für leichter halten wolle? Den einen halten seine Ehrenstellen angebunden, den andern seine Reichthümmer; einige drückt ihr vornehmer, andre ihr niedriger Stand; einige stehen unter den gebietrischen Befehlen andrer Menschen, einige unter ihren eignen. Einige sperrt die Verbannung, andre die Priesterwürde in eine gewisse Gegend ein. Jede Art zu leben ist eine Sclaverey; man muß sich also an sein Loos gewöhnen, sich so wenig als möglich darüber beklagen, und jeden Vortheil, der damit verbunden seyn mag, hurtig ergreifen. Ein Schicksal mag noch so hart seyn, so wird ein gesetztes Gemüth dabey doch immer Trost finden. Durch eine geschickte Eintheilung kann ein kleiner Platz zu manchem nützlichen Gebrauch angewandt, und ein sehr enger Raum durch gute Anordnung wohnbar gemacht werden. Man brauche in schwürrigen Umständen die Vernunft; durch sie kann das harte weich, das enge weit werden, und was schwer ist wird den, der es geschickt zu tragen weiß, weniger drücken. — Nebendem müssen wir unsre Begierden nicht auf entfernte Gegenstände ausgehen lassen; was in unserm nähern Kraise ligt, darnach mögen sie haschen, wollen sie doch

sich

sich nicht gänzlich einschliessen lassen. Was unmöglich odee nur mit grosser Schwürrigkeit erhalten werden kann, dem wollen wir entsagen, und nur dem nachstreben, was in der Nähe ist, und unsre Hoffnungen selber herbeylockt, dabey aber nie vergessen, daß alles von gleich leichtem Gehalte sey, nur von aussen sich unter verschiedenen Gestalten zeige, innerlich aber gleich eitel sey. — Auch die wollen wir nicht beneiden, die höher stehen; wo wir eine Höhe zu sehen glauben, ist ein Abgrund. Daher werden auch die, so ein ungünstiges Geschick an einen so gefährlichen Ort stellte, sich dadurch mehr Sicherheit verschaffen, wann sie den Stolz vermindern bey Dingen, die ihrer Natur nach stolz sind, und wann sie ihr Glück so viel es immer möglich ist, auf die Ebne herab zu bringen suchen. Es giebt zwar Leute, die nothwendiger Weise auf ihrer Höhe unverrückt bleiben müssen, und ohne einen Fall nicht tiefer herab kommen können; aber diese müssen das eben ausdrücklich bezeugen, wie das für sie selber die gröste Last sey, daß sie andern Menschen beschwerlich fallen müssen, daß sie nicht in die Höhe erhoben, sondern daselbst angeheftet seyen: sie sollen durch ihre Gerechtigkeit,

Sanftmuth, durch menschliches Verfahren und gütige Behandlung, sich auf unangenehme Zufälle mancherley Hülfsquellen zum voraus bereiten, auf die sich verlassend mit größrer Sicherheit über dem Abgrund schweben können. Nichts kann sie aber vor den daher entstehenden Unruhen des Gemüths besser verwahren, als wann sie dem Wachsthum ihrer Grösse selbst Schranken setzen; und es nicht der Willkühr des Glücks überlassen, wann es aufhören soll; wann sie nach eignem Gutbefinden weit diesseits des Zieles stehen bleiben. Auf diese Weise werden Begierden das Gemüth wol reitzen, weil sie aber inner gewissen Schranken bleiben, dasselbe nicht ins unermeßliche und ungewisse führen.

Allein, alles was ich hier sage, gehet Leute, die noch ganz unwissend, und von mittelmäßiger Kenntniß und noch nicht in gesunden Grundsätzen befestigt sind, nicht den Weisen an. Dieser darf nicht furchtsam oder nur Schritt für Schritt fortwandeln; die Zuversicht ist bey ihm so groß, daß er ohne Bedenken dem Glück entgegen gehen darf, entschlossen nie vor demselben zurück zu weichen: auch kann kein Fall seyn, wo er dasselbe

selbe zu fürchten hätte. Nicht nur seine Sklaven, seine Besitzungen und Würden, sogar seinen Leib, seine Augen und Hände, kurz alles was den Werth des menschlichen Lebens erhöhet, und sich selber siehet er als geliehene Güter an; er lebt so als wann er selber nur dargeliehen wäre, und ist bereit auf die erste Auffoderung alles ohne Betrübniß zurück zu geben. Um deßwillen aber, daß er weiß, daß er nicht sein eigen ist, ist er in seinen Augen nicht verächtlich, er wird vielmehr mit eben dem Fleiß und Vorsicht alles verrichten, mit welcher ein gewissenhafter Mann von Ehre Sachen besorget, die ihm auf Treu und Glauben anvertrauet sind. Wann immer er Befehl bekömmt diese Güter zurück zu geben, wird er sich gegen das Glück nicht beklagen. " Ich danke dir, wird er sagen, für das, was ich besessen und unter meiner Gewalt hatte; weil du es aber so befiehlst, so gebe ich es dankbar und willig zurück; hatte die Besorgung desselben mich gleich viel Mühe und Aufwand gekostet. Willst du, daß ich von dem deinigen noch etwas habe, so will ich'es auch itzt behalten; gefällt es dir anders, so gebe ich dir alles bearbeitete und geprägte Silber, Haus und Gesind wieder,

der, gebe dir alles zurück. „ — Spricht uns die Natur um die uns anvertrauten Güter an, so werden wir auch zu ihr sagen: „ Ich gebe dir meine Seele besser zurück als da du mir sie gabest: Nimm sie ohne einiges Bedenken, ohne Weigerung hin. Da du sie mir gabest, hatte ich keine Empfindung davon, itzt ist sie mit Wissen und Willen auf deinen Wink bereit. Nimm sie hin. „

Und in der That, was kann darinn schweres seyn, dahin zurück zu kehren, woher man kam? Wann man nicht wohl zu sterben weiß, wird man auch nicht wohl zu leben wissen. Wir müssen also vor allem aus auf das Leben nicht einen zu hohen Werth setzen, und dasselbe unter die geringern Güter zählen. Wir werden unwillig über Fechter, sagt Cicero, wann sie auf alle mögliche Weise ihr Leben zu erhalten suchen; lassen sie aber Verachtung des Todes blicken, so sind wir ihnen gut. So gehet es auch uns andern. Oft ist keine andre Ursache, warum die Menschen sterben müssen, als die Furcht vor dem Tode. Das Glück, das sich gerne eine Kurzweil macht, sagt dann zu einem solchen; „ Worzu soll ich dich aufsparen, du schlechtes und zaghaftes Thier, du wirst nur desto

stärker verwundet und durchstochen werden, weil du den Hals nicht herzuhalten weißt. Du aber, der das Schwerdt, ohne den Kopf weg zu wenden, oder die Hände dagegen zu halten, muthig empfängt, wirst länger leben und hurtiger sterben. Wann man den Tod immer fürchtet, wird man nichts von dem thun, weßwegen der Mensch lebt. Wann man aber weiß, daß dies Beding jedem Menschen schon bey seiner Empfängniß angekündigt worden, da wird man sich gern nach der Ordnung bequemen, und vermittelst eben derselben Stärke der Seele sich in eine solche Verfassung setzen, daß uns von allem, was etwa begegnen mag, nichts unerwartet kömmt. Wann man alles was möglich ist, als etwas ansiehet, das sich zutragen kann, so wird man die Heftigkeit des Anfalls bey allen Uebeln dämpfen: er wird für die, so in Bereitschaft und Erwartung stehen, nichts neues haben, hingegen wird er für die, die in Sicherheit nur immer auf glückliche Begebenheiten ihr Aug richten, empfindlich seyn. Krankheit, Gefangenschaft, Umsturz, Feuer, von allem diesem ist nichts unvermuthet. Ich wußte wohl, sagt er, zu welcher geräuschvollen Hausgesellschaft mich die Natur einge-

geschlossen hat: so oft ward schon in meiner Nachbarschaft über einen Todten wehgeklagt; so oft ward eine frühzeitige Leiche bey Fackeln und Wachskerzen bey meinem Hause vorbeygetragen. Oft schon hörte man das Krachen eines hoch herabstürzenden Gebäudes. Viele von denen, mit denen der öffentliche Platz, die Curie, die Unterredung mich zusammenbrachte, nahm die Nacht hin, und der, dem ich kurz vorher zum Zeichen der errichteten Brüderschaft, die Hand gegeben hatte, war plötzlich dahin. Und soll ich da mich noch verwundern, wann Gefahren mir nahe gekommen, da sie immer um mich herum schwärmten? Und doch denkt der gröste Theil der Menschen, wann er zu Schiff gehet, an keinen Sturm. Publius, ich werde mich niemahls schämen etwas Gutes anzuführen, wann der, von dem es herkömmt, schon nicht der beste ist, Publius, der an Stärke und Feuer die besten Köpfe im Tragischen und Comischen übertrift, so oft er die Farzen und die für den Pöbel Zuschauer bestimmten Schwänke beyseite setzt, sagt unter vielem anderm, das wegen seiner Stärke nicht nur der Schaubühne, sondern des Cothurns würdig ist, auch dieses:

Begegnen kann jedem, was einem begegnet.

Wer dieses in sein innerstes Mark einprägt, und alle die unzählichen Uebel, die täglich andern Menschen zustossen, so ansiehet, daß ihnen der Weg zu ihm auch offen stehet, der wird sich dagegen bewaffnen, ehe er von denselben befallen wird. Es ist zu späth sich auf das Leiden mit Geduld gefaßt zu machen, wann die Gefahren wirklich vorhanden sind. — Ich dachte nicht, daß dieses sich zutragen könnte; niemals hätt' ich geglaubt, daß dieses mir begegnen würde. Und warum das nicht? wo siehet man Reichthümmer, in deren Gefolge nicht Armuth, Hunger, und Betteley anzutreffen sey? Wo ist die Würde, wo dem Purpurrock, dem Augurschmuck und der Patricierkleidung Unehre, Verbannung, Brandmale, tausenderley Beschimpfungen und die äusserste Beschimpfung nicht auf dem Fusse nachfolgen? Wo ist eine königliche Herrschaft, deren nicht Umsturz, Zertrettung, ein fremder Beherrscher und ein Beutel bereit stehe? Es bedarf auch keines grossen Zwischenraums der Zeit; in der einen Stunde sitzt man noch auf dem Throne, in der andern umfängt man fußfällig die Kniee eines andern. Sey also überzeugt,

zeugt, daß jeder Stand der Veränderung unterworfen ist, und was einen trift, dich auch treffen kann. — Du bist hordreich? allein, bist du reicher als Pompejus! Cajus sein alter Anverwandter und neuer Gastfreund hatte ihm die Wohnung des Cäsars eröfnet, damit er ihm sein eigen Haus verschliessen könnte, und da fehlte es ihm bald an Wasser und Brod: Er, der Ländereyen besaß, in denen Flüsse entsprangen, und sich wieder verlohren, mußte um Dachträufe betteln: Er kam vor Hunger und Durst um, während dem der Erbe alles seines Vermögens diesem armen Hungernden ein prächtiges öffentliches Leichbegängniß bestellte. — Bekleidest du hohe Ehrenstellen? War jemals ein Mensch, der so grosse, von gar allen Arten und wider alle Erwartung erhielt, wie Seianus? Und an eben dem Tage, da er mit grossem Begleite in den Senat kam, ward er vom Volke zu Stücken zerschnitten. Was immer zu geben möglich ist, hatten Götter und Menschen auf ihn zusammengehäuft, und doch blieb nicht so viel von ihm übrig, daß es von dem Beutel in die Tiber könnte geschleppt werden. — Bist du ein König? da will ich dich zu dem Crösus verweisen, der auf Befehl des Sie-

gers den Scheiterhaufen bestieg, und denselben wieder auslöschen sahe, da er nicht nur seine königliche Herrschaft, selbst seinen Tod überlebte; nicht zu dem Jugurtha, den das Römische Volk inner einem Jahre zu fürchten anfieng, und im Triumph führen sahe; da wir erst kürzlich den Ptolomäus, König in Africa, und den Mithridates König in Armenien, unter dem Cäsar Cajus in Verwahrung sahen; Mithridates ward in das Elend verwiesen, Ptolomäus hätte gewünscht mit beßrer Sicherheit eben dahin gesendet zu seyn. Da die menschlichen Dinge sich so gewaltig drehen, bald in die Höhe, bald niederwärts gehen, wirst du, wo du nicht alles was sich zutragen kann, in der Zukunft schon zum voraus erwartest, den Widerwärtigkeiten über dich eine grosse Macht einräumen, die hingegen ein jeder vernichtet, der sie vorher erblickte.

Nach diesem ist das beste, daß wir uns nicht mit überflüßigen Dingen oder zum Ueberfluß beschäftigen; das ist, daß wir nicht Sachen verlangen, die wir nicht erhalten können, oder bey denen wir, nachdem wir sie erlangt haben, erst zu späthe mit vieler Beschämung die Eitelkeit unsrer Wünsche einsehen

lernen. Das will sagen; die Arbeit soll nicht vergeblich, ohne Wirkung, und die Wirkung nicht der Arbeit unwürdig seyn; denn Niedergeschlagenheit erfolget in beyden Fällen, wann der Erfolg nicht entspricht, oder wann er beschämend ist.

Man muß auch dem Hang zum Herumlaufen Einhalt thun. Eine grosse Anzahl Menschen irret immer von einem Haus, einer Schaubühne, einem öffentlichen Platz zum andern herum. Wo andre Leute wirklich beschäftiget sind, da kommen sie zum Vorschein, als wann sie etwas zu thun hätten. Frägt man aber einen, von diesen geschäftigen Menschen, wann er von Hause gehet; wohin willst du? Was hast du im Sinn? so wird die Antwort seyn: ich weiß es wahrlich selbst nicht; ich will aber gewisse Personen besuchen, oder sonst etwas verrichten. So schwärmen sie ohne Absicht herum; sie müssen die Geschäfte erst aufsuchen; niemahls thun sie etwas, das sie vorher sich vorgenommen hatten, nur das, was ihnen von ungefehr aufstößt. Es ist ein ganz zweckloses und vergebliches Herumlaufen; sie sind Ameisen, die am Gesträuche herumkriechen, bald auf den höchsten Gipfel hinauf, bald wieder eben so leer

zur tiefsten Wurzel herab steigen. — Andere führen ein diesen fast ähnliches Leben, man könnte es mit Recht eine rastlose Unthätigkeit nennen. Mit einigen von denselben muß man Mitleiden haben, wann man sie wie zum Feuer laufen siehet, so gar daß sie einen jeden, der ihnen begegnet, mit Gewalt wegstossen, andre zu Boden werfen, und selber über sie niederstürzen: Während dem alles ihr Laufen doch nichts anders zur Absicht hatte, als etwa da den Morgengruß abzustatten, wo er ihnen vielleicht nicht einmahl erwiedert wird, die Leiche eines ihnen unbekannten Menschen zu begleiten, oder dem Rechtshandel eines andern, der oft hadert, oder der Hochzeit eines, der oft freyet, beyzuwohnen. Bisweilen folgen sie auch einer Sänfte nach, und bey gewissen Orten helfen sie sogar selber tragen. Wann sie dann voll unnöthiger Müdigkeit nach Haus gekommen sind, so schwören sie, sie haben nicht gewußt, warum sie von Hause gegangen, wo sie gewesen seyen, und doch werden sie an dem folgenden Tag denselben Weg wieder machen.

Man soll deswegen alle Beschäftigungen in einer gewissen Beziehung und Rücksicht vornehmen. Es ist nicht Geschäftigkeit, es

sind

sind falsche Einbildungen, die diese unruhigen Menschen wie Wahnsinnige herumtreiben. Denn auch diese sind nicht ohne einen gewissen Beweggrund in Bewegung; sie werden durch einen gewissen Schein angereitzt, wovon ihr verrückter Verstand den Ungrund einzusehen nicht im Stand ist. Eben so sind es zwar Gründe, aber nichtswürdige Gründe, die diese Leute, die von Haus gehen, nur um das Gedränge zu vermehren, aus einer Gegend der Stadt in die andre herumführen; sie haben nichts zu schaffen, und da jagt sie der Anbruch des Tages von Haus weg. Wenn sie sich an mancher Thür zerstossen, manchem Bedienten die Aufwart gemachet, bey vielen völlig abgewiesen worden, so ist unter allen keiner so schwer zu Haus anzutreffen, als sie selber.

Aus dieser schlimmen Gemüthsbeschaffenheit entstehet jene sehr häßliche Unart, da man alles behorchet, die Staatsgeheimnisse ausforschet und um viele Sachen weiß, die man mit Sicherheit weder erzählen, noch anhören kann. Darauf hatte Democrit gewiß sein Auge gerichtet, da er seine Schrift von der Gemüthsruhe also anfieng: " Wer ruhig zu leben wünscht, soll weder im Privatleben noch im

Staate sich in viele Geschäfte einlassen.„ Das sagte er gewiß in Beziehung auf unnöthige Geschäfte. Denn wo Privat- oder öffentliche Geschäfte nothwendig sind, da muß man nicht nur vielen, man muß unzählichen Geschäften sich unterziehen. Wo aber keine feyerliche Pflicht uns auffodert, da darf man sich der Geschäfte wohl entschlagen.

Denn wer viel Geschäfte über sich nimmt, räumt auch dem Glücke eine grosse Macht über sich ein. Das sicherste ist, das Glück niemahls auf die Probe zu setzen; im übrigen muß man dasselbe nie völlig vergessen, und von seiner Treue sich nichts versprechen. “ Ich will zu Schiff gehen, wann nichts dazwischen kömmt. Ich will Prätor werden, wann es nichts verhindert. Diese Unternehmung wird mir nach Wunsch gelingen, wann sie keinen Widerstand findet.„ Aus diesem Grunde behaupten wir Stoiker, es könne dem Weisen nichts unerwartetes begegnen. Er ist nach unserm Begriff nicht über die Menschen gewöhnlichen Zufälle, wohl aber über ihre Irrthümer erhoben. Es gehet ihm nicht alles nach Wunsch, doch wie er es zum voraus dachte. Das erste aber, das er dabey dachte, war, daß es möglich sey, daß sich etwas seinen Absichten wider-

dersetze. Die Fehlschlagung unsrer Wünsche muß uns aber weit weniger empfindlich seyn, wann wir uns mit keinem glücklichen Erfolge geschmeichelt haben.

Wir müssen uns eine etwas biegsame Gemüthsart angewöhnen, so daß wir unsre Vorsätze nicht zu eifrig verfolgen. Wir müssen gern auf die Seite übergehen, wohin uns der Zufall führet, und nicht jede Veränderung unsrer Absichten oder unsers Zustandes allzusehr scheuen; nur müssen wir uns dem Leichtsinn nicht überlassen, denn nichts kann gegen unsre Ruhe feindseliger seyn, als er. Denn wann Starrsinn viel Angst und Elend auszustehen hat, weil das Glück ihm oftmals etwas wider seinen Willen abnöthiget, so muß doch der Wankelmuth noch weit unglücklicher machen, weil er keine ruhige Lage zuläßt. Beydes ist für unsre Ruhe gefährlich, die Unmöglichkeit etwas abzuändern, oder bey dem gleichen Entschlusse zu bleiben. Man muß das Gemüth allerdings von den äussern Gegenständen in sich zurückzurufen trachten. Die Seele muß von sich selbst abhängen, in ihr selbst Freude finden, ihre eignen Vorzüge werthschätzen lernen: So viel immer möglich ist, sich von dem, was andre Menschen angehet,

entfernen, und mit sich selbst in dem vertrautesten Umgange leben, dabey dann gegen Verlust nicht sehr empfindlich seyn, und auch die Widerwärtigkeiten von der vortheilhaften Seite ansehen. — Unserm Lehrer Zeno ward die Nachricht gebracht, daß das Schiff gescheitert, und alles das seinige im Meer versunken sey; gut, sagte er, das Glück heißt mich damit nur mit weniger Hinderniß philosophieren. — Der Tyrann drohte dem Philosophen Theodor den Tod, und zwar ohne einiges Begräbniß. Darauf kannst du dir wahrlich vieles zu gut thun, versetzte Theodor, eine Maaß Blutes stehet dir zu Diensten; was das Begräbniß anbetrifft, so must du sehr dumm seyn, wann du glaubest, daß mir etwas daran gelegen seyn könne, ob ich über oder unter der Erde verfaule — Canus Julius, ein vorzüglich grosser Mann, und der an verdienter Bewunderung selbst dadurch nichts verliert, daß er in unserm Jahrhundert gebohren ward, hatte mit Caligula einen langen Zank, und da beym weggehen dieser Falaris zu ihm sagte; schmeichle dir nur nicht mit einer thörigten Hoffnung, ich habe schon Befehl gegeben, dich zum Tode zu führen; so sagte Canus; ich danke dir bester Fürst.

Was

Was sein Gedanke dabey gewesen seyn mag, kann ich eigentlich nicht sagen, weil mir verschiedenes beyfällt. Vielleicht hat er den Caligula damit beschimpfen und zeigen wollen, wie groß seine Grausamkeit seyn müsse, wo der Tod eine Wohlthat sey. Oder er hat ihm seinen gewöhnlichen Unsinn vorrücken wollen; da ihm auch die danken mußten, deren Kinder er umbringen und deren Güter er wegnehmen lassen. Oder war es, weil er mit Freuden die geschenkte Freyheit annahm. Es sey nun was es wolle, so zeuget seine Antwort von hohem Muthe. Vielleicht denkt jemand: Caligula hätte ihn auf diese Worte hin können beym Leben lassen. Dies hatte aber Canus nicht zu besorgen; er wußte wohl, daß Cajus bey Befehlen von dieser Art Wort hielt. Kann es wohl Glauben finden, daß Canus die zehen Tage, die zwischen seiner Verurtheilung und der Vollziehung verflossen, ohne die geringste Beängstigung zugebracht habe? Was dieser Mann damals redte und that, die unerschütterte Ruhe, in der er war, übersteigt alle Wahrscheinlichkeit. Er spielte im Schach, als der Hauptmann, dem ein ganzer Zug zum Tode bestimmter nachfolgte, ihn auch rufen ließ. Auf diesen Ruf hin zählte er die Steine und

sagte

sagte zu dem, der mit ihm spielte; du sollst dich nach meinem Tode wol nicht fälschlich rühmen, daß du mir abgewonnen habest; wandte sich dann gegen den Hauptmann und sagte; du bist mir Zeuge, daß ich einen zum voraus habe. Kann man wol glauben, es sey Canus um spielen zu thun gewesen. Nein, er wollte sein Spiel damit haben. — Als seine Freunde über den Verlust eines so grossen Mannes betrübt waren, sagte er zu ihnen; warum seyd ihr traurig? Ihr stellet Untersuchungen darüber an, ob die Seelen unsterblich seyen. Ich werde es itzt bald wissen. So hörte er auch an dem Ende seines Lebens nicht auf der Wahrheit nachzuforschen, und sein Tod selbst mußte ihm die Auflösung eines Problems seyn. Sein Philosoph begleitete ihn; als sie zu der Anhöhe kamen, wo man dem Cäsar, unserm Gotte, täglich opfert, fragte er ihn: Woran denkest du itzt? Oder worauf ist dein Gemüth gerichtet? Darauf sagte Canus; ich nahm mir vor in jenem äusserst schnellen Augenblick meine Seele zu beobachten, ob sie es merke, daß sie itzt den Körper verlasse. Er versprach ihm zugleich, daß, wann er deshalber etwas in Erfahrung brächte, er seine Freunde in die Runde herum besuchen, und

ihnen

ihnen von dem Zustande der Seelen Nachricht bringen wolle. Das ist wahre Ruhe mitten im Sturme. Das ist ein der Ewigkeit würdiger Geist, der seinem Schicksale selbst Beweise für die Wahrheit ablockt; wo an der Schwelle des Lebens die abscheidende Seele selbst Stoff zu näherer Erforschung giebt, wo man seine Erkenntniß nicht nur bis zu dem Tode, sondern durch den Tod selbst noch bereichert. Gewiß hat niemand länger philosophiert. Von einem so grossen Mann kann man nicht so leicht wegkommen; man muß ausführlicher von ihm reden. Dein Andenken soll durch uns auf die späteste Nachwelt kommen, erlauchter Mann, du allein bist schon ein wichtiger Theil von dem, was die Welt durch Caligulas blutige Grausamkeit verlor!

Es ist aber noch wenig gewonnen, wann man die Ursachen zur Betrübniß entfernt hat, die aus unsern besondern Angelegenheiten entstehen. Es befällt uns bisweilen ein Haß des ganzen menschlichen Geschlechtes; der unzählbare Schwarm beglückter Lasterthaten stellt sich vor unsern Blick hin, wann man bedenkt, wie selten wahre Aufrichtigkeit, wie unbekannt die Unschuld des Lebens, wie fast gar

keine

keine Treu und Glauben unter den Menschen ist, als wo der Eigennutz es erfodert. Die ungeheuren Summen, die durch Unzucht gewonnen und eingebüßt werden, müssen uns gleich abscheulich vorkommen, eben so auch der Ehrgeitz, den man so weit über alle Schranken hinausgehen siehet, daß er durch die Schande selbst schimmern will. Unsre Seele wird dadurch ganz benachtet; gleich als ob alle Tugenden ausgereutet wären, weil man keine von andern Menschen erwarten kann, und es uns selber nicht vortheilhaft ist, Tugenden zu besitzen, erhebt sich die Dunkelheit von allen Seiten. Wir müssen deswegen unserm Gemüthe diese Richtung geben, daß es alle Laster des grossen Haufens nicht von der schwarzen, wol aber von der lächerlichen Seite ansehe; wir müssen eher den Democritus als den Heraclitus nachahmen. Jener wainte, so oft er unter die Leute kam, und dieser lachte. Jener sahe in allem was wir Menschen thun, nichts als Elend, dieser nichts als Narrheit. Man muß alles von der leichtern Seite betrachten und mit gelassenem Gemüthe ertragen. Und wirklich ist derjenige gegen das menschliche Geschlecht besser gesinnet, wer dasselbe belacht, als wer

es bewainet. Der erstere giebt doch nicht gar alle Hoffnung auf: Der letztre aber ist nur ein Thor, da er etwas bewainet, an dessen Verbesserung er verzweifelt. Ueberhaupt betrachtet, zeugt es von grösserer Stärke des Gemüths, wann man das Lachen, als wann man die Thränen nicht hinterhalten kann. Bey dem erstern wird nur eine leichte Gemüthsbewegung erregt, man siehet bey aller dieser Herrlichkeit nichts grosses, nicht einmal etwas ernsthaftes. Man betrachte von dem was uns Menschen erfreut, oder betrübt, jedes einzeln, und man wird finden, daß **Bion** recht hatte, wann er sagt; alle Beschäftigungen der Menschen seyen ihrem Anfang ähnlich, und ihr Leben sey nicht ehrwürdiger, nicht wichtiger als die erste Empfängniß. Das zuträglichste ist es immer, die Sitten der Welt, die menschlichen Laster, ohne starke Bewegung zu betrachten, und es weder zum Gelächter noch zu Thränen kommen zu lassen. Sich wegen der Uebel andrer Menschen zu quälen ist ewiger Jammer; daran sich zu belustigen, ist unmenschliche Freude; so wie es auch eine sehr unnütze Menschlichkeit ist, wann man wainet und sein Gesicht zur Trauer zwingt, weil jemand seinen Sohn begräbt.

Man soll deßwegen auch bey seinen eig- nen Uebeln darauf bedacht seyn, daß man dem Schmerz nur so viel gebe als nöthig ist, nicht was die Gewohnheit fodert. Die meisten Menschen vergiessen Thränen, um es zu zei- gen; so oft kein Zuschauer zugegen ist, so oft sind auch ihre Augen trocken, allein da glaub- ten sie sich entehrt, wo sie da nicht wainten wann jedermann wainet. Dieses Uebel, sich nach der Meinung andrer Leute zu richten, hat so tief eingewurzelt, daß auch die natür- lichste Sache von der Welt, die Betrübniß, von der Verstellung nicht ausgenommen ist.

Noch soll ich von etwas reden, das ge- wöhnlich und nicht ohne Grund Betrübniß und Kummer verursacht, wenn man nemlich siehet, wie unglücklich das Ende guter Men- schen ist. Wann zum Beyspiel, Socrates im Gefängniß sterben, Rutilius in der Ver- bannung leben, Pompejus und Cicero den Hals ihren Clienten darstrecken müssen; wann der Tugenden lebendiges Bild, der grosse Catò, in sein Schwerdt fallend bezeugt, daß er und mit ihm die Republic ein Ende hat. Da kann man es nicht anders als mit quä- lender Gemüthsunruhe sehen, wie schlecht das Glück die Tugend belohnt. Und was wird da

ein

ein jeder für sich selber erwarten können, wann die rechtschaffensten Menschen die grösten Uebel ertragen müssen? — Was ist also da zu thun? Man soll darauf seine Aufmerksamkeit richten, wie sie sich ein jeder dabey betragen habe; bezeigten sie sich unerschrocken, so soll man ihren hohen Muth sich wünschen; kamen sie auf eine weibische und feige Art um, so hat man an ihnen nichts verloren. Sie verdienen es also entweder, daß man ihre Herzhaftigkeit mit Vergnügen betrachte; oder sie verdienen nicht, daß man ihre Feigheit sehr vermisse. Denn was könnte unanständiger seyn, als wann der muthige Tod der grösten Männer die Menschen feige und furchtsam machen sollte. Lasset uns also denjenigen, der sich so manches Lobspruchs würdig machte, mit Lob erheben und sagen; „So groß dein Muth war, so groß ist auch dein Glück: du bist den menschlichen Zufällen, dem Neid, den Krankheiten entronnen: du hast das Gefängniß verlassen; die Götter glaubten zwar niemals, daß du Widerwärtigkeiten auszustehen würdig seyest, aber es sey deiner unwürdig, daß das Glück von itzt an einige Macht mehr über dich habe.„ Solche aber, die sich entziehen wollen und mitten im Tode

noch ins Leben zurück blicken, die verdienen, daß man Gewalt gegen sie brauche. Den Menschen bewaine ich nicht, der frölich ist, und den nicht, der wainet. Jener hat schon selbst meine Thränen abgewischt; dieser durch seine Thränen gemacht, daß er derselben nicht würdig scheinet. Soll ich den Hercules bewainen, daß er lebendig verbrannt wird; oder den Regulus, daß er von so viel Nägeln durchstochen wird; oder den Cato, daß er seine Wunden so muthig ertrug? Alle diese kostete es nur wenig Augenblicke, um zur Ewigkeit zu gelangen; der Tod führte sie zur Unsterblichkeit.

Das giebt auch nicht wenig Anlaas zur Unruhe des Gemüths, wann man sich ängstlich verbergen und niemanden in seiner natürlichen Gestalt zeigen will: wie denn das Leben vieler Menschen voll Verstellung und ganz auf den Schein eingerichtet ist. Diese sorgfältige Beobachtung seiner selbst ist peinlich und mit der Furcht verbunden, in einer andern als der gewöhnlichen Fassung überraschet zu werden; auch kann die Unruhe niemals aufhören, so lange wir glauben, so oft man uns anschaue, so oft werde auch über das geurtheilt, was wir werth seyen. Es

giebt

giebt doch immer viele Zufälle, wo wir wider unsern Willen entdeckt werden; und wann uns unsre strenge Wachsamkeit noch so gut gelinget, so hat doch ein Leben wenig Annehmlichkeit und wenig Sicherheit, wo man immer hinter der Larve bleiben muß. Wie viel Reitze hingegen hat ungekünstelte Aufrichtigkeit, sie ist sich selber Schmucks genug und darf über ihr Betragen keinen Schleyer werfen? Eine so ungekünstelte Lebensart ist zwar der Verachtung unterworfen, wann alles gleich unverhüllt offen stehet. Denn es giebt Leute, die das verachten, was sie in der Nähe sehen. Doch hat die Tugend nicht zu besorgen von ihrem Werth zu verlieren, wann sie nahe unter die Augen kömmt: und zuletzt ist es besser, bey seiner Offenherzigkeit verachtet, als durch eine beständige Verstellung beunruhiget zu werden. Doch muß man auch da gewisse Schranken beobachten; denn es ist immer ein grosser Unterschied zwischen einer unverstellten und einer nachläßigen Lebensart.

Man muß sich auch oft in sich selbst zurückziehen. Der Umgang mit Leuten, die uns nicht gleichen, bringt wohleingerichtete Neigungen in Unordnung, erregt die Leiden-

schaften von neuem, und wo etwas in dem Gemüthe noch blöde und nicht völlig zugeheilet ist, da reißt er die Wunden wieder auf. Indessen muß man diese beyden Sachen, die Einsamkeit und den Umgang mit der Welt, vermischen und mit einander abwechseln lassen. Jene wird uns Begierde nach Menschen einflößen, dieser nach uns selbst; so wird eins dem andern zum Gegenmittel dienen. Einsamkeit wird uns vom Menschenhaß, und der Umgang mit der Welt von der Langenweile der Einsamkeit heilen.

Eben so muß das Gemüth nicht immer in gleicher Anspannung bleiben, man muß demselben bisweilen auch Scherze und muntre Freuden gönnen. Socrates schämte sich nicht mit Knaben zu spielen; Cato verschaffte seinem Gemüthe, wann es von Staatssorgen ermüdet war, beym Weine Erhohlung. Scipio verschmähte nicht nach so vielen Triumphen seine kriegrischen Glieder nach der Musik zu bewegen; nicht daß er, wie es itzt die Mode ist, weichliche Stellungen und leichtfertige Bewegungen, die dem Gang ein mehr als weibisches Aussehen geben, mitmachte; er tanzte mit einem männlichen Anstand, wie jene Helden des Alter-

thums an Fest- und Freudentagen, denen es keinen Abbruch an ihrer Ehre gethan hätte, wann selbst ihre Feinde sie tanzen gesehen. — Man muß dem Geist Erhohlung gestatten; er wird, wann er ausgeruhet hat, mit desto bessern und muntrern Kräften sich wieder erheben. Man muß von fruchtbaren Aeckern nicht zu viel fodern, weil eine ununterbrochene Fruchtbarkeit sie bald erschöpfen würde. Eben so schwächt anhaltende Arbeit in die Länge die Lebhaftigkeit des Geistes. Bey einiger Erhohlung und Ruhe kömmt er zu neuen Kräften. Aus ununterbrochener Arbeit entstehet Stumpfheit und Mattigkeit des Geistes. Die Menschen wurden auch nicht mit so starker Begierde nach Belustigungen und Kurzweil sich sehnen, wann sie nicht einen natürlichen Reitz für ihre Gemüther hätten; wovon freylich allzuöftrer Gebrauch das Gemüth aller Ernsthaftigkeit und Stärke beraubt. Auch der Schlaf ist zu unsrer Erhohlung nothwendig; allein wann er Tag und Nacht nach einander fortwähret, ist er vom Tode nicht verschieden. Es ist nicht gleich viel, ob man etwas ein wenig abspanne, oder ganz auflöse. Die Gesetzgeber verordneten festliche Tage, wo die Menschen

gleichsam vom Staate selbst zur Frölichkeit angehalten wurden, solche Tage sollten nach ihrer Absicht eine nöthige Mäßigung in der Arbeit veranlaasen. Auch grosse Männer nahmen sich selber an gewissen Tagen im Monat Urlaub; andre theilten jeden Tag zwischen der Muße und den Geschäften. So erinnere ich mich, daß der grosse Redner, **Pollio Asinius**, sich durch nichts über die zehnte Stunde des Tags aufhalten ließ: Er las nach dieser Stunde keinen Brief mehr, damit ihm nicht etwa neue Geschäfte und Sorgen daher erwachsen mögten. Er bestimmte diese zwo Stunden, um die Müdigkeit des ganzen Tages während denselben abzulegen. Andre spannten mitten im Tag für einige Zeit zum Ausruhen aus, und verschoben einen Theil von leichtern Arbeiten auf die Nachmittagsstunden. Unsre Vorfahren hatten verbotten, nach der zehnten Stunde in dem Senat eine neue Berathschlagung auf die Bahn zu bringen. Die Krieger selbst theilen die Wachen ab, und wann sie von einem Zug zurück kommen, so haben sie die Nacht frey.

Man muß sich was zu gut thun, und von Zeit zu Zeit sich einige Muße gönnen,

um

um seine Kräfte zu unterhalten und zu stärken. Dazu hilft auch viel das Spatzieren auf offnen Plätzen: An der freyen Luft und unter offnem Himmel erweitert und erhebt sich das Gemüth. Bisweilen trägt auch das Fahren, das Reisen, der Aufenthalt in einer andern Gegend, viel zur Erhohlung und neuer Munterkeit bey.

Eine gute Mahlzeit und eine kleine Ausschweifung im Trinken können in dieser Absicht auch nützen; es darf bisweilen bis zur Trunkenheit kommen, aber zu derjenigen Art, die das Gemüth zerstreut und aufheitert, nicht ersäuft; diese schwemmt die Sorgen weg, erregt das Gemüth von Grund auf; und ist ein Mittel gegen die Traurigkeit, so wie gegen gewisse Krankheiten. Wann der Erfinder des Weines den Namen **Liber** bekam, so geschah es nicht so fast um der Freyheit der Zunge willen, die beym Weine herrscht, als weil er das Gemüth von der Sklaverey der Sorgen losmacht und in Freyheit setzt, und kühnen Muth zu allen Unternehmungen einflösset. Allein wie bey der Freyheit, so ist auch bey dem Weine Mäßigung sehr heilsam. Man glaubt, **Solon** und **Arcesilaus** haben den Wein geliebet.

 Dem

Dem Cato hat man Trunkenheit vorgeworfen; doch wer ihm dieses vorgeworfen haben mag, so wäre es fast leichter dieses Laster zur Tugend als den Cato zum Lasterhaften zu machen.

Indessen muß man es nicht oft thun, damit das Gemüth sich nicht allmählig eine schlimme Fertigkeit erwerbe; es soll nur dazu dienen, Frölichkeit und Freyheit in der Seele hervorzurufen und die niederschlagende Nüchternheit für eine kleine Zeit zu entfernen. Denn, wann wir jenem griechischen Dichter Glauben zustellen, ist es süsse, bisweilen zu rasen: oder auch nach dem Plato klopfet man vergebens an den Pforten der Poesie an, so lange man seiner selbst mächtig ist: oder dem Aristoteles zu folge, war nie kein grosses Genie ohne einige Beymischung von Thorheit. Nur in einer starken Bewegung kann die Seele grosse und alles übertreffende Gedanken aussprechen. Erst wann sie alles niedrige und gewöhnliche verschmäht, und in heiliger Begeistrung sich in ungewohnte Höhen emporschwingt, dann erst läßt sie Töne hören zu mächtig für einen sterblichen Mund. So lange sie bey sich selber ist, kann sie jene Erhabenheit der Sprache, jene Hoheit der

Gedanken nicht erreichen. Sie muß sich von der gewöhnlichen Bahn entfernen, sie muß sich empor schwingen, den Zügel zerbeissend den Führer mit sich fort reissen, und ihn in Gegenden hintragen, die allein zu ersteigen er sich gefürchtet hätte.

Das ist es nun, mein liebster Serenus, was die Gemüthsruhe erhalten, und wieder herstellen, was zugleich den Unarten, die sich etwa einschleichen wollen, Widerstand thun kann. Das aber muß man dabey sich fest einprägen, daß keines von diesen Mitteln stark genug ist, um ein so blödes Ding wie die Gemüthsruhe ist, unverletzt zu erhalten, wo nicht angestrengte und unabläßige Sorgfalt das sinkende Gemüth von allen Seiten unterstützet.

Uebersetzung einiger Briefe des A. Seneca an Lucilius.

Dreyzehenter Brief.

Ich weiß es, daß du viel Muth besitzest. Nach ehe du mit den Vorschriften zur Glückseligkeit, die uns harte Schicksale besiegen lehren, ausgerüstet warest, glaubtest du schon es mit dem Glücke aufnehmen zu dörfen; jetzt aber noch weit mehr, nachdem du mit ihm wirklich gekämpft und deine Kräfte geprüft hast. Man kann auch wirklich zu seinen Kräften kein sicheres Zutrauen fassen, bis man vielerley Gefahren von allen Seiten um sich erblicket, und sie etwa auch näher gekom-

gekommen sind. Auf diese Weise wird wahrer, ununterwürfiger Muth geprüft. Das ist seine Feuerprobe. Ein Fechter bringt wenig Muth mit sich zum Wettkampf, wann er noch nie braun und blau geschlagen worden. Wann er aber sein Blut fliessen gesehen, wann seine Zähne unter der Faust krachten, wann man ihm ein Bein untergeschlagen, und sein ganzer Leib die Last des siegenden Gegners trug, wann er, nachdem er untengelegen, doch den Muth nicht sinken lassen, so oft er zu Boden gefallen, nur muthiger wieder aufstand, da kann er hoffnungsvoll den Kampfplatz betretten. Damit ich nun dieses Bild fortsetze, das Glück hatte dich oft schon wohl unter die Füsse gebracht, aber du ergabest dich nicht, du sprangest hurtig wieder auf und stelltest dich nur muthiger; oft geprüfte Tugend wird immer stärker.

Doch, wann du es gut findest, will ich dir einige Hülfsmittel an die Hand geben, womit du dich sicher stellen kanst. Es ist weit mehr, mein lieber Lucilius, das uns schreckt, als was uns wirklich plaget; und die Einbildung erregt bey uns mehr Leiden als die Wirklichkeit. Ich will gegen dich nur die gewöhnliche, niedrigere, nicht die Stoi-

sche

sche Sprache führen: denn wir Stoiker heissen alles das, was sonst Seufzer und läutes Gebrülle auspreßt, leicht und verächtlich. Ich will also diese prächtigen Ausdrücke, so wahr sie, bey den Göttern! auch sind, beyseits setzen: Nur eines fodre ich von dir; sey nicht vor der Zeit unglücklich; die Uebel, die du als nahe bevorstehend besorgtest, kommen vielleicht niemals, sind zum wenigsten noch nicht da. Einige Sachen plagen uns mehr als sie sollten; andre vorher, als sie sollten; und noch andre plagen uns, die uns gar nicht plagen sollten. Entweder vergrössern wir den Schmerz, oder fühlen ihn, wo keiner ist, oder empfinden ihn zum voraus. Von dem ersten zu reden, wollen wir diesmahl verschieben, weil die Sache im Zwist ligt und annoch bestritten wird. Was ich leicht heisse, davon wirst du behaupten, es sey sehr schwer; und ich weiß es, die einen lachen unter Geisselschlägen, da andre bey einer Ohrfeige seufzen. Wir werden nachher untersuchen, ob diese Dinge ihre Stärke ihren eignen Kräften, oder unsrer Schwäche zu danken haben.

Nur das bitte ich, thu mir zu gefallen, so oft dich Leute umgeben, die dich überreden wollen, du seyest unglücklich, so zieh nicht

das

das in Betrachtung, was man dir sagt, sondern was du empfindest. Gehe mit der dir eignen Geduld zu Rath, und befrage dich selbst; kennest du doch deine eigenen Angelegenheiten besser als sonst niemand. Was ist es, deßwegen mich diese Leute bedauern? Worüber sind sie so sehr erschrocken? Besorgen sie von mir angesteckt zu werden? und daß mein Elend zu ihnen übergehen mögte? Ist da auch wirklich etwas böses? oder ist die Sache mehr verschreyt als böse? Frage dich selber: Plage und betrübe ich mich etwann ohne Grund? Mache ich das zu einem Uebel was keines ist?

Allein, du sagest, woran kann ich wissen, ob die Gegenstände meiner Beklemmung eingebildet oder wirklich sind? Ich will dir eine Regel geben. Entweder plaget uns das gegenwärtige, oder das zukünftige, oder beydes zugleich. In Ansehung der gegenwärtigen Uebel, hat es keine Schwürrigkeit. Wann dein Körper frey ist, wann du gesund bist, und keine Ungerechtigkeit zu verschmirzen hast, so lasset uns sehen was in der Zukunft bevorstehe; für jezt hat es keine Noth. — Aber das Uebel wartet in der Zukunft. Da schaue allererst, ob du sichere Beweis-

thüm-

thůmmer dieser künftigen Uebel halber habest. In meisten Fällen ist es nur der Verdacht, der uns plaget, und das Gerůchte treibt sein Spiel mit uns; giebt es doch im Kriege den Ausschlag; wie sollte es nicht weit eher einzelne Menschen in ihren Urtheilen bestimmen? Ja, so ist es, mein lieber Lucilius, schnell tretten wir jedem falschen Wahne bey: wir betrachten die Gegenstände unsrer Furcht niemals auf ihrer schwachen Seite; ehe wir die geringste Untersuchung angefangen haben, zittern wir schon. Es gehet uns wie jenen Kriegsvölkern, die eine von einer fliehenden Heerde Schaafe erregte Staubwolke aus dem Lager vertrieb, oder jenen, die ein grundloses Mährgen in äusserſten Schrecken setzte. Und wirklich setzen, ich weiß nicht wie es kömmt, uns jene eingebildeten Unglücksfälle in eine gröſsre Bestürzung; wo alles so gar ungewiß ist, da wird dem Gemüthe ein freyes Feld zu allen Muthmassungen und Ausschweifungen der Furchtsamkeit eröfnet. Daher ist unter allen Arten des Schreckens, keine so verderblich und so unheilbar als der panische Schreken. Bey jenen Gattungen ist keine Vernunft, bey dieser aber ist die Seele selbst abwesend.

Lasset

Lasset uns also die Sache sorgfältig untersuchen. Es ist wahrscheinlich, daß uns ein Unglück bevorstehe; aber deßwegen ist es noch nicht wahr. Wie viel trägt sich zu, das ganz unerwartet ist, und wie vieles hingegen, das man erwartete, kam niemals zum Vorschein? — Und gesetzt auch, das Unglück stehe bevor, was nützt es, den Schmerz zu beschleunigen? Du wirst denselben bald genug fühlen, wann das Unglück da ist. Indessen versprich dir ein günstigeres Schicksal. Was wirst du dabey gewinnen? Die Zeit zum wenigsten. Manches wird dazwischen kommen, wodurch die anrückende Gefahr, wann sie auch noch so nahe ist, entweder aufgehalten wird, oder ihre Endschaft erreicht, oder auf eine andre Person abgeleitet wird. Das Feuer machte oftmals selbst eine Oefnung, wodurch man dem Brand entgieng. Manchen setzte der Einsturz seines Hauses ganz sanft auf die Erde nieder. Bisweilen ward das Schwerdt, wann es dem Halse schon drohte, zurückgerufen, und manch Verurtheilter hat seinen Scharfrichter überlebt. Auch das Unglück ist wankelmüthig. Vielleicht wird es begegnen, vielleicht nicht. So lange es aber noch nicht da ist, so hoffe ein besseres Loos.

Bisweilen bildet sich das Gemüth falsche Einbildungen, wo nicht die geringsten Anzeigen sind, die etwas böses drohen; bald wird ein zweydeutiges Wort nach seinem schlimmern Sinne ausgelegt, bald glaubt man einen andern stärker beleidigt, als er wirklich ist, und sinnet nicht an das, in welchem Grade er aufgebracht seyn mögte, nur wie grossen Schaden er uns im Zorn zufügen könnte. Was auf der Welt kann uns bewegen länger zu leben, was kann unserm gehäuften Elend Schranken setzen, wann man alles das fürchten will, was bey uns Furcht erregen kann? Da soll die Klugheit gute Dienste leisten, da soll Stärke der Seele auch noch so gegründet scheinende Furcht verbannen; oder wo das nicht geschehen kann, soll ein Fehler den andern aufheben, und Hoffnung die Furcht mäßigen. Was man fürchtet mag noch so gewiß seyn, so ist das doch noch weit gewisser, daß gefürchtete Uebel manchmal ausbleiben und Hoffnungen betrüglich sind. Prüfe deßwegen deine Hoffnung und deine Furcht. Und so oft alles gleich ungewiß ist, so sey dir selber nicht feind; glaube das, was du lieber glauben willst. Ja wann du auch mehrere Gründe zur Furcht hast, so

neige

neige dich doch lieber auf die andre Seite, und höre einmal auf dein Gemüth selber zu beunruhigen. Ueberlege dies von Zeit zu Zeit bey dir selbst, wie der gröste Theil der Sterblichen sich quält und ängstlich hin und her läuft, wo doch kein Uebel vorhanden, noch mit Gewißheit zu besorgen ist. Wann der erste Stoß einmal gegeben ist, so denkt niemand daran, sich länger zu hinterhalten; noch wie viel eigentlich zu fürchten sey ins reine zu bringen. Niemand sagt zu sich selbst: der Urheber dieser fürchterlichen Sagen ist falsch; falsch, weil er sie entweder selber erdichtet, oder gegen andre leichtgläubig war. Wir überlassen uns jeder Erzählung, was ungewiß ist, vor dem erschrecken wir, wie wann es gewiß wäre; wir kennen keine Schranken; die geringste Bedenklichkeit verwandelt sich alsobald in Furcht.

Allein ich schäme mich gegen dich diese Sprache zu führen, und dich mit so schwachen Mitteln zu stärken. Ein andrer mag sagen; vielleicht wird das nicht begegnen; du aber sage; und wann es wirklich begegnete? Lasset uns sehen, ob es kommen werde? Vielleicht ist es nur zu meinem Besten; und dieser Tod wird mein Leben nur verherrli-

chen. Der Schierlingstrank war es, der den Socrates groß machte. Hätte der Sieger dem Cato das Schwerdt, seinen Befreyer, aus der Hand gewunden, er hätte ihm den schönsten Theil seines Ruhmes entzogen. Doch ich habe schon zu viel gesagt, dich aufzumuntern; da du doch nur Erinnerung, keine Aufmunterung bedarfst. Was ich dir da sage, ist nichts anders, als worzu dich dein eignes Naturel hinführt. Die Natur hat dich schon zu allem, was ich da sage, gebildet; und das soll dich antreiben, diese Vorzüge zu vermehren und ihnen Ehre zu machen.

Allein, jezt soll ich meinen Brief beschliessen, wann ich ihm noch vorher das Pittschaft aufgedrückt habe, das will sagen, wann ich demselben nach einen herrlichen Ausspruch an dich werde übergeben haben. — Unter andern schlimmen Eigenschaften ist daß der Thorheit eigen, daß sie immer anfängt zu leben. Erwäge die Bedeutung dieses Ausspruches wohl, mein bester Lucilius, und du wirst bald einsehen, wie äusserst unanständig der Wankelmuth aller der Menschen ist, die jeden Tag neue Entwürfe für ihr übriges Leben machen, und an dem

Schluß

Schluß desselben immer mit neuen Hoffnungen sich schmeicheln. Schau sie nur einen nach dem andern an. Du wirst da Greisen antreffen, die nach ganz mit ehrsüchtigen Entwürfen, mit Reisen in fremde Länder, mit weitläuftiger Handelschaft sich beschäftigen. Und doch kann man sich etwas schändlicheres denken, als ein alter Mann, der noch zu leben anfängt? — Noch muß ich dir sagen, daß dieser Ausspruch vom Epikur herrühret; ich hatte nichts davon gesagt, wann er unter seinen allgemein bekannten Reden wäre; ich hatte mir ja schon lange erlaubt, seine Aussprüche als die meinigen anzuführen, aber dieser ist weniger bekannt.

Ein und dreyßigster Brief.

Nun erkenne ich den Lucilius für den meinigen. Er fängt an sich als den zu zeigen, der er zu seyn versprochen hat. Folge nur diesem edlen Trieb, der dich die Güter des Pöbels mit Füssen tretten lehrt und zu den Besten hinführt. Ich wünsche dich nicht grösser und tugendhafter zu sehen, als du dich wirklich zu werden bestrebst. Die Grundlagen, die du entworfen, umfassen viel; führe das nur itzt aus, was du unternommen hast, und was du in deinem Gemüthe herum trugest, das nimm itzt vor die Hand.

Um weise zu seyn, hast du nur dies einzige nöthig, die Ohren zu verschliessen. Allein, es ist nicht genug sie mit Wachs zu verstopfen; es bedarf da eines dichtern Stöpsels, als Ulysses soll bey seinen Gefährten gebraucht haben. Die Stimme, die so fürchterlich für sie war, war schmeichelnd, aber doch nicht eines ganzen Volkes: Die Stimme aber, die uns wirklich furchtbar seyn soll, ertönet nicht von einem Fesen, aus jeder Gegend des Erdbodens umtönet sie uns. Du hast nicht nur eine Gegend, durch verführerische Wohllust

ver-

verdächtig, du hast alle Städte vorbeyzufahren; du must gegen deine besten Freunde taub seyn. Sie wünschen dir wohlmeinend böses an; und wann du glücklich zu seyn wünschest, so bitte die Götter, dir nichts von alle dem, was man dir anwünschet, wiederfahren zu lasseu. Das sind keine Güter, womit sie dich überhäuft zu sehen wünschen: Es giebt nur ein Gut, das die Ursache und die Stütze menschlicher Glückseligkeit ist, und es bestehet darinn, sein Glück in sich selbst zu suchen.

Darzu kann man aber nicht anders gegelangen als durch Gleichgültigkeit gegen die Arbeit, wann man sie unter die Dinge zählt, die weder gut noch böse sind. Denn das ist unmöglich, daß ebendieselbe Sache bald böse, bald gut, bald leicht und erträglich, bald schrecklich sey. Und so kann die Arbeit kein Gut seyn. Was ist also gut? Verachtung der Arbeit. So wie ich also diejenigen tadeln muß, die sich vergeblich viele Mühe machen, so werd ich hingegen alle die bewundern, die zur Tugend hinanstreben, und je stärker sie sich anstrengen, je weniger sie sich von Müdigkeit besiegen lassen und Athem schöpfen müssen, jedem von ihnen zurufen: Ha munter, stehe auf, und halt den Athem zurück,

und schwing dich, wo möglich, in einem Athemzug hinauf auf den Hügel! Die Arbeit ist Nahrung für edelmüthige Seelen.

Es wäre also keineswegs vernünftig, wann du nach dem ehemaligen Wunsche deiner Aeltern wählen wolltest, was dir begegnen soll, oder was du dir selbst wünschen sollest; und überhaupt, will es einem Mann, der die wichtigsten Auftritte des Lebens schon erfahren hat, nicht gar wohl geziemen, den Göttern annoch beschwerlich zu fallen. Was bedarf es der Wünsche? Mache dich selber glücklich. Und das wirst du thun, wann du begreifen lernest, daß das nur wahre Güter seyen, die mit der Tugend in Verbindung stehen, und daß nur das böse sey, wo Lasterhaftigkeit damit verbunden ist. Wie nichts glänzendweiß seyn kann, ohne daß Licht dazu komme, und nichts schwarz, ohne Finsterniß und Anziehung einer dunkeln Materie; wie ohne Beyhülfe des Feuers nichts warm, und ohne Luft nichts kalt ist, so kann Rechtschaffenheit und Schändlichkeit nur aus der Verbindung mit Tugend und Laster entstehen. Was ist also gut? Die Wissenschaft der Dinge? Was böse? Die Unwissenheit. Ein einsichtsvoller und geübter Mann wird nach den

Um=

Umständen zu verwerfen und zu wählen wissen: Allein, wenn er eine grosse und unbesiegte Seele hat, so wird er weder aus Furcht verwerfen, noch aus Bewunderung wählen. Ich will nicht, daß du dich niederdrücken und unterwürfig machen lassest. Es ist noch zu wenig, die Arbeit nicht auszuschlagen, du mußt sie selbst fodern. — Allein, welche Arbeit, sagest du, ist nichtswürdig und überflüßig? Diejenige Arbeit, wozu dich schlechte Gründe bewegen; aber darum ist sie nicht böse, so wenig als sie löblich ist, wenn sie auf schöne Gegenstände verwendet wird. Denn die ausduldende Arbeitsamkeit ist in der Seele; sie ist es, die sich bey schweren und harten Arbeiten aufmuntert; warum feyerst du? Ein Mann soll den Schweiß nicht fürchten.

Noch dieses. Damit die Tugend vollkommen sey, wird eine in allen Theilen übereinstimmende Gleichförmigkeit erfodert. Diese kann aber nicht statt haben, ohne die Wissenschaft der Dinge, und ohne die Kenntniß der Regeln, nach denen man göttliches und menschliches beurtheilt. Das ist das höchste Gut des Menschen. Bemächtigest du dich dessen, dann wirst du die Götter nicht mehr ansehen, du wirst ihr Gefährte werden. Allein, sagst

du, wie gelangt man dazu? nicht über den Apenin oder Griechenlands Berge, nicht durch die Wüsteneyen Candaviens; du darfst nicht die Syrten, nach Scylla und Charybdis besuchen: Oerter, wohin du doch um einer schlechten Statthalterschaft willen giengest. Sicher und entzückend ist die Reise, zu welcher die Natur dich bestimmte. Sie selbst versahe dich mit allem; wann du es nicht nicht vernachläßigest, wirst du Gotte gleich dich erheben. Gott gleich aber wird dich das Geld nicht machen. Gott hat nichts: das Purpurkleid nicht. Gott ist nackt. Der Ruhm, grosse Ansprüche, und ein unter ferne Völker verbreiteter Name nicht. Gott kennet niemand, viele denken Böses von Gott und das ungestraft. Nicht ein Trupp von Sklaven, die deine Sänfte durch die Gassen der Stadt und durch die Landstrassen tragen. Gott, der allergröste und mächtigste, trägt selber alles. Auch Schönheit und Stärke können dich nicht glücklich machen. Alles das kann eine lange Dauer nicht aushalten. Man muß also etwas ausfindig machen, das nicht von Tag zu Tag Abbruch leide, und keinem Widerstand ausgesetzt sey. Was wird das nun seyn? Die Seele: eine gerade, rechtschaffe-

ne

ne und erhabene Seele. Und was ist diese anders, als ein Gott, der in einem menschlichen Leibe wohnet? Eine solche Seele kann einem Römischen Ritter, wie einem Freygelassenen, und einem Sklaven zu Theil werden. Was ist ein Römischer Ritter, was ein Freygelassener, was ein Sklave? Namen, die entweder dem Ehrgeitz, oder der Ungerechtigkeit der Menschen ihren Ursprung zu danken haben. Man kann aus einem Winkel in den Himmel springen. Stehe nur auf und

-- -- -- -- -- -- bilde auch du dich
Würdig des Gottes! -- -- -- --

das kann aber weder mit Gold noch Silber geschehen. Dieser Stoff ist unfähig, die Züge der Gottheit auszudrücken. Bedenke es, die Götter waren damals von Thon, als sie den Menschen sich so günstig bezeigten.

Neun und dreyßigster Brief.

Die Abhandlungen, die du von mir verlangest, werde ich trachten in Ordnung und ins Kurze zu bringen. Allein, der gewöhnliche ausführliche Vortrag mögte für dich vielleicht zuträglicher seyn, als das, was man einen kurzen Abriß nennet. Eine ausführliche Abhandlung der Sachen ist immer für einen Anfänger von größrer Nothwendigkeit, so wie ein kurzer Auszug für den, der eine Wissenschaft schon inne hat: Dieser kann sich dadurch der Hauptsachen erinnern, so wie jene für den Anfänger zur Erlernung weit bequemer ist. Allein ich will dir beydes verschaffen. — Dabey aber fodre nicht von mir, daß ich bald diesen, bald jenen anführe. Man verräth, daß man selbst unbekannt sey, wann man sich durch einen Bekannten muß einführen lassen. Was du also verlangest, kannst du sicher von mir erwarten, aber nach meiner Art ausgeführt. — Nimm einmal ein Verzeichniß der Philosophen für die Hand: Das allein muß dich schon aus dem Schlummer aufwecken, wann du siehest, wie viele für dich gearbeitet haben; du wirst Lust bekommen,

men, auch selber einer von ihnen zu seyn. Das ist immer ein besondrer Vorzug einer edelmüthigen Seele, daß sie sich leicht für die Tugend einnehmen läßt. Ein hoher Sinn kann an niedrigen und schlechten Gegenständen kein Vergnügen finden; nur die Vorstellung einer grossen Unternehmung kann ihn locken und erheben. Die Flamme steigt gerade empor; sie kann nicht nieder steigen, nicht stille stehen. Eben so ist unsre Seele immer in Bewegung; und um so viel reger und thätiger, je mehr innre Stärke sie besitzt. Glücklich, bey wem diese rege Thätigkeit nach bessern Gütern strebt, dann wird der Mensch sich der Macht und Herrschaft des Glückes entziehen. Dann wird er sich im Glücke zu mäßigen und den Eindruck der Widerwärtigkeiten zu schwächen wissen; dann wird er die Gegenstände allgemeiner Bewundrung verachten. denn eine grosse Seele zeiget sich darinn, daß sie das Grosse gering schätzt, und dem Mittelmäßigen vor dem Uebermäßigen den Vorzug giebt: Weil jenes von wahrem Nutzen und dauerhaft, dieses aber eben durch seine Ueberflüßigkeit schädlich ist. So drückt zu grosse Fruchtbarkeit die Saat darnieder, so zerbrechen die Aeste unter ihrer Last, und zu zahlreicher

Wuchs

Wuchs ist der Zeitigung nachtheilig. Eben so erliegt die Seele auch unter der Last eines zu unmäßigen Glückes; die Menschen mißbrauchen dasselbe zum Schaden andrer, und noch mehr zu ihrem eignen. Kein Feind war jemals so gewaltthätig als die Wohllüste gegen einige ihrer Freunde sind. Ihre Uebermacht und Raserey scheinet dadurch fast Nachsicht zu fodern, daß solche Menschen alles das Böse selbst leiden, was sie andern anthun. Und sie leiden mit Recht alle diese Quaal. Denn es kann nicht anders seyn; Begierden, die das von der Natur bestimmte Maaß überschreiten, müssen nothwendig in das Unermeßliche gehen. Die Natur hat ihre bestimmten Schranken: Was aber die Wirkung leerer Einbildung und erhitzter Leidenschaft ist, kennt keine Schranken. Dem Nothwendigen wird durch das Bedürfniß sein Maaß bestimmt, wo will man aber dem Ueberflüßigen ein Ziel setzen? Die Menschen versenken sich in die Wohllüste; und wann sie ihnen einmal zur Gewohnheit geworden, so können sie dieselben nicht mehr entbehren. Und eben dadurch machen sie sich höchst elend, daß sie es endlich dahin bringen, daß, was vorher überflüßig war, itzt ihnen nothwendig geworden. Sie dienen nun skla-

visch

visch den Wohllüsten, und geniessen sie nicht mehr; und sind, was der Gipfel alles Elendes ist, in ihr Elend verliebt. Dann aber ist die Unseligkeit auf das höchste gestiegen, wann man dem Laster nicht aus Hang, sondern aus Grundsätzen sich ergiebt. Und die Krankheit wird unheilbar, wann was Vergehen war, nun Lebensart wird.

Der ein und vierzigste Brief.

Du thust etwas, das im höchsten Grade gut und dir sehr heilsam ist, wann du, wie du schreibest, auf der Bahn tugendhafter Gesinnungen ununterbrochen fortgehest. Welche Thorheit wäre es, das zu wünschen, was man sich selber geben kann! Da darf man nicht die Hände zum Himmel erheben, nicht es von dem Tempelhüter erhalten, näher zu den Ohren des Bildes, damit unsre Bitten gleichsam desto besser gehört werden, zugelassen zu werden; der Gott ist dir nahe, er ist bey dir, er ist inner dir. Ja, das behaupte ich, mein Lucilius, ein erhabnerer Geist hat seine Wohnung inner uns; er giebt auf alles gute und böse genau Achtung, und wie er

von uns behandelt wird, so behandelt er uns hinwieder. Kein rechtschaffener Mann war es ohne Gott. Kann sich wohl jemand ohne seine Beyhülfe über das Glück erheben? Er ists, der erhabene und edle Entschlüsse einflösset. In der Brust eines jeden Tugendhaften wohnet ein Gott; was für ein Gott aber, das weiß man nicht.

Wenn sich deinen Blicken ein dichter Hain darbeut, wo die bejahrten Bäume weit über die gewöhnliche Höhe emporstehen, wo die dichte Lage der Aeste, die über einander ligen, den Anblick des Himmels entziehet, wird nicht der erhabne Wuchs der Waldung, die einsame Stille, das Erstaunen über so gewaltigen Schatten, der in dem freyen Felde so tief und ganz ununterbrochen scheinet, dir die Gegenwart eines Gottes verkündigen? Eine hohe Grotte, wo über den ausgehöhlten Felsen der Berg gleichsam in der Luft schwebt, nicht durch die Kunst, sondern von natürlichen Ursachen zu einer so grossen Weite ausgehöhlt, wird allemal dein Gemüth mit einer heiligen Ehrfurcht erfüllen. Die Quellen mächtiger Flüsse werden verehrt: wo aus dem verborgenen plötzlich ein gewaltiger Wasserstrom hervorbricht, errichtet man Altäre. Die Brunnadern warmer

mer Gesundbrunnen werden für heilig gehalten; so gab auch gewissen Teichen die Dunkelheit, oder die unermeßliche Tiefe eine Art von Heiligkeit. Eben so, wann du einen Menschen siehest, der unerschrocken ist in Gefahren, unangefochten von Begierden, in Widerwärtigkeiten glücklich und ruhig mitten in Stürmen, der aus der Höhe auf die Menschen herab, die Götter neben sich erblicket, wird dich da nicht tiefe Ehrfurcht durchdringen? Wirst du nicht sagen; das ist etwas zu grosses und zu hohes, als daß man glauben könnte, es sey dem kleinen Cörper ähnlich, in den es eingeschlossen ist? Eine göttliche Kraft stieg da herab. Diese erhabnere Seele, voll weiser Mäßigung, die alles irrdische als für sie zu geringe vorbeygehet, und alle Gegenstände unserer Furcht und Wünsche verlacht, beherrscht eine himmlische Macht. Etwas das so groß ist, kann sich ohne Unterstützung der Gottheit nicht erhalten. Es ist deßwegen nach seinem bessern Theil da, von wannen es herabstieg. Die Sonnenstrahlen berühren zwar die Erde, sie sind aber doch dort, wo sie ausfliessen; eben so bleibt eine erhabene, der Tugend geweihte Seele, ungeachtet sie von oben herabgesandt

 ward,

ward, uns mit dem Göttlichen bekannter zu machen und sie bey uns sich aufhält, dennoch an ihrem Ursprung hangen. Sie ist da wie angebunden, dahin blicket sie, dahin strebt sie: Sie verweilt bey uns nur wie ein Wesen von höherer Natur. Welches ist nun diese Seele? Diejenige die nur auf eigene Vorzüge stolz ist. — Kann wol etwas thörigter seyn, als an einem Menschen das zu loben, was nicht seyn ist? Ist etwas rasender als die Bewunderung dessen, was auf jeden andern auf der Stelle übergetragen werden kann? Ein goldener Zaum macht das Pferd nicht besser. Etwas anders ist der Löwe mit goldglänzender Mähne, der sich so weit bändigen läßt, daß man ihn berühren und ihm ohne Ungeduld jeden Schmuck anlegen kann, etwas anders der rohe Löwe von ungeschwächtem Muthe. Dieser ist, wie seine Natur es mitbringt, hitzig beym Angriffe, die sich sträubende Mähne macht ihn schön, und sein Schmuck ist, daß man ihn ohne Schrecken nicht anschauen kann; dieser wird immer vor jenem kraftlosen, mit Goldblättgen bedeckten, den Vorzug erhalten. Man soll sich nur seiner eignen Güter rühmen. Wann die Ranken mit Trauben beschwert sind, wann die Last derselben die Stü-

zen

zen selbst zu Boden drückt, dann rühmet man die Weinrebe: oder wird jemand derjenigen den Vorzug geben, an welcher goldene Blätter und goldene Trauben herab hangen? das vornehmste Verdienst an der Weinrebe ist Fruchtbarkeit: und so ist am Menschen nur das lobenswerth was sein ist. Er hat schönes Hausgesinde, ein zierliches Haus: er säet viel, er hat viel Geld auf Zinsen. Von diesem allem ist nichts in ihm selber, es ist nur um ihn. Lobe an ihm, was ihm niemand rauben und geben kann; was dem Menschen eigen ist. Du fragest, was das sey? Die Seele, und in der Seele vollkommene Vernunft. Denn der Mensch ist ein mit Vernunft begabtes, lebendiges Wesen. Sein Vorzug gelangt also zur höchsteu Vollkommenheit, wann er das erfüllt, worzu er geboren ist. Was ist aber das, so die Vernunft von ihm fodert? das leichteste von der Welt: daß er nach der Natur lebe. Nur die allgemein herrschende Raserey macht es schwer. Einer stoßt den andern in das Laster: wie kann da eine glückliche Rückkehr zu hoffen seyn, wo niemand zurückhält, und die ganze Menge fortstößt?

Der hundert und fünfte Brief.

Was man zu beobachten habe, um mit mehrer Sicherheit zu leben, will ich anzeigen. Man muß aber meine Anweisungen so anhören, als wann ich Vorschriften gäbe, wie man in einer ungesunden Gegend seine Gesundheit in gutem Stand erhalten könne.

Was Menschen zum Verderben andrer Menschen anreitzt, ist Hoffnung, Neid, Haß, Furcht und Verachtung.

Unter allen diesen ist **Verachtung** das leichteste; Mancher fand schon in der Verborgenheit das beste Mittel seiner Sicherheit. Den Verachteten tritt man allerdings mit Füssen, aber man gehet über ihn weg. Niemand sucht ihm hartnäckigt, niemand mit Eifer zu schaden. Ligt jemand im Schlachtfeld zu Boden, so geht man bey ihm vorüber; steht er, dann muß er kämpfen.

Der **Hoffnung** böser Menschen kann man dadurch entgehen, wann man nichts besitzt, das ihre bösen Begierden reitzt, nichts das sich vorzüglich auszeichnet. Was in seiner Art ausnehmend ist, das ist jederzeit ein

Ge-

Gegenstand der Begierden, wann es auch noch so wenig bekannt ist.

Den Neid wirst du dadurch vermeiden, wann du dich den Augen der Menschen nicht aufdringest, nicht mit deinen Vorzügen prallest, wann du weissest die Freude in deinen Busen zu verschliessen.

Dem Haß wegen Beleidigungen wird man sich niemals aussetzen, wann man niemanden ohne Ursache zu nahe tritt: allein der gesunde Menschenverstand wird uns schon davor bewahren. Dies war ja manchem schon gefährlich: und einige waren verhaßt, ohne einen Feind zu haben.

Mittelmäßige Glücksumstände und ein sanfter Charakter werden uns gut dafür stehen, daß wir von niemanden gefürchtet werden; die Menschen dörfen nur wissen, daß sie uns ohne Gefahr beleidigen können; Es sey leicht und sicher sich mit uns auszusöhnen. Furchtbar zuseyn ist so wohl inner als ausser dem Hause, so wohl in Absicht auf Sklaven als freye, beschwerlich. Uns zu schaden hat jeder Kräfte genug. Nebendem ist wer Furcht erregt, selber in Furcht: und niemand war jemals furchtbar und sicher zugleich.

Noch bleibt die Verachtung übrig; wer

sich dieselbe selber zuzieht, kann ihr auch Maaß und Ziel setzen; wer nemlich verachtet wird; weil er es so wollte, nicht weil er es leiden mußte. Die Unbequemlichkeiten davon können gute Künste und die Freundschaft von Personen entfernen, die bey mächtigen viel vermögen. Nur muß man sich in Acht nehmen, daß dies Hilfsmittel uns nicht höher als die Gefahr selber zu stehen kommen.

Nichts ist da zuträglicher als sich ruhig zu verhalten: so wenig als möglich mit andern und hingegen sehr viel sich mit sich selbst zu ersprachen. Die Unterredung mit andern hat etwas anzügliches, das sich unvermerkt einschleicht und einschmeichelt, und kann eben so wohl als Trunkenheit und Liebe unsre Geheimnisse ans Licht hervorziehen. Niemand kann das verschweigen, was er auch von andern gehört hat; aber eben so wird niemand auch nur so viel sagen als er gehört hat. Und wann ein andrer die Sache nicht verschweigt, so wird er den auch nicht verschweigen, von dem er sie hat. Jeder hat jemanden, dem er so viel anvertraut als ihm anvertraut worden; und wann er auch bey seiner Schwatzhaftigkeit auf seiner Hut ist und sich begnügt das Geheimniß nur einem ins Ohr

zu

zu sagen, so wird es doch bald das ganze Volk wissen: und was noch eben ein Geheimniß war, ist schon ein allgemeines Gerüchte.

Einen wichtigen Theil der Sicherheit macht das auch aus, nichts ungerechtes zu begehen. Gewaltthätige Menschen führen gemeiniglich ein Leben voll Unruhe und Verwirrung: so viel Schaden sie anrichten, so viel Ursache haben sie auch sich zu fürchten; und diese Furcht verläßt sie niemals. Sie sind erschrocken, so bald sie das böse gethan haben, erstaunt stehen sie da, das Gewissen läßt sie an nichts anders denken und nöthigt sie von Zeit zu Zeit auf seine beschwerlichen Fragen zu antworten. Wer Straffen erwartet, der leidet sie schon; wer sie aber fürchtet, erwartet sie. Bey einem bösen Gewissen kann wol etwas Sicherheit, nichts aber kummerlose Ruhe verschaffen. Der schuldige, wann er schon nicht entdeckt wird, denkt immer, er könne doch entdeckt werden; auch im Schlaf wird er beunruhiget, und so oft er von einem Verbrechen redt, denkt er an sein eigenes: Bisweilen kann es ihm wohl glücken verborgen zu bleiben, aber am sichern Zutrauen, sicher zu seyn, fehlt es ihm immer.

Der hundert und drey und zwanzigste Brief.

Von einer Reise abgemattet, die mehr beschwerlich als lange war, langte ich bey später Nacht in meinem Albanischen Landsitze an. Daselbst finde ich von allem nichts in Bereitschaft als mich selber. Um von der Müdigkeit mich zu erholen, lege ich mich zu Bette: und da gebe ich mich zufrieden mit der Langsamkeit meines Kochs und meines Beckers. Ich überlege dann bey mir selber, wie von allem dem nichts schwer sey, was man leicht auf sich nimmt, wie nichts Verdruß verursachen könne, wann man nicht selbst etwas Verdrüßliches hinzu denkt. Mein Becker hat kein Brodt; aber mein Verwalter hat, mein Pförtner hat, mein Arbeitsmann hat. Aber schlechtes Brodt, wirst du sagen. Warte nur; es wird schon gut werden: Der Hunger wird machen, daß es dir schmeckt wie zartes und weisses Waizenbrodt. Nur nicht gegessen, bis der Hunger es befiehlt. Ich will also warten, und nicht eher essen als bis ich gutes Brodt habe, oder der Eckel vor schlechtem sich verliert.

Es

Es ist nöthig, daß man sich gewöhne, mit wenigem vergnügt zu seyn. Ort und Zeitumstände können solche Schwürrigkeiten in den Weg legen, daß auch die Reichsten bey dem grösten Vorrath missen müssen, was sie noch so gerne hätten. Kein Mensch kann alles nach Wunsch haben; aber jeder Mensch kann das nicht wünschen, was er nicht hat; kann das, was sich darbeut, froh geniessen. Ein Bauch, der wohl geartet ist, sich geduldig abweisen läßt, macht einen wichtigen Theil unsrer Freyheit aus. Daß meine Mattigkeit sich von selbst nach und nach verloren hat, das ist für mich ein unschätzbares Vergnügen. Ich bediene mich da weder der Salben, noch Bäder, noch eines andern Erholungsmittels; ich lasse die Zeit alles thun. Das Uebel, das die Bemühung brachte, nihmt die Ruhe auch wieder weg. Die Mahlzeit mag ausfallen wie sie immer will, so soll sie mir besser schmecken, als das Gastmahl des Pontifex.

Bisweilen setze ich die Stärke des Geistes ganz unversehens auf die Probe. Da zeigt sich dann alles ohne Verstellung und ganz natürlich. Wo sich das Gemüth hingegen zum voraus gefaßt gemacht, und zur Geduld aufgefodert hat, da siehet man nicht

so deutlich, wie viel wahre Festigkeit dasselbe besitze. Die Beweise, die unser Gemüth auf der Stelle giebt, sind die zuverläßigsten; wenn das Gemüth sich erhebendes Ungemach nicht bloß gelassen, sondern mit Heiterkeit und Ruhe erblickt; wann es nicht in Hitze geräth; nicht Streit anhebt; wann es das, was ihm von Rechts wegen gehörte, sich dadurch ersetzt, daß es kein Verlangen darnach hat; wenn es denkt, es gehe dem, woran es gewöhnt sey, ihm selber aber nichts ab. Wir lernen erst dann einsehen, wie unnütz uns viele Sachen sind, wann wir sie entbehren müssen. Wir bedienten uns derselben, nur aus dem Grund, weil wir sie hatten, nicht weil sie uns unentbehrlich waren.

Wie vieles schaffen wir an, nur um deswillen, weil es andre auch anschafften? Weil die meisten es auch besitzen? Und das ist eben eine der Ursachen von den Uebeln, die uns plagen, daß wir unser Leben nach den Beyspielen andrer Menschen einrichten; daß unser Betragen nicht von der Vernunft geordnet wird, sondern wir uns von der Gewohnheit hinreissen lassen: Was nur wenige thun, bekümmern wir uns nicht nachzuahmen, so bald aber mehrere eben dasselbe thun, so folgen wir

auch nach, gleich als ob eine Handlung dadurch besser wurde, wann sie oft geschiehet. Ein Fehler wird zur Tugend, so bald er allgemein ist. — Niemand wird itzt über Land reisen, ohne einen Trupp Numidischer Reuter, der voraus sprengt, ohne einen Zug Läuffer, die voraus gehen. Niemanden zu haben, der alle begegnenden Reisende von der Strasse abtreibe, zu reisen, ohne daß eine Staubwolke die Annäherung eines Mannes von Ehre und Wichtigkeit verkündige, das wäre allerdings unanständig. Jedermann führt nun Maulthiere mit, um Gefässe von Crystall und kostbaren Steinen, die Werke grosser Künstler, mitzutragen. Man schämt sich ein Gepäcke zu haben, wo nicht jeder Stoß grossen Schaden anrichten könnte. Die jungen Bedienten, die mitfahren, sind alle geschminkt, damit die Sonne oder die Kälte der zarten Haut nicht schade. Das ganze Gefolge ist entgästet, wann unter demselben ein Knabe ist, dessen natürlichgesundes Aussehen ihn eines solchen Hülfsmittels überhebt.

Mit Leuten von solchem Gelichter muß man sich niemals in Gespräche einlassen. Sie sind es, die die Laster lehren und von einem Ort an das andre verpflanzen. Bis dahin

sahe

sahe man die für die schlimmste Art Menschen an, die mit den Worten andrer hausieren, aber itzt giebt es Menschen, die mit den Lastern hausieren. Die Reden solcher Menschen richten grossen Schaden an; wann man denselben schon nicht gleich auf der Stelle bemerkt. Sie lassen in dem Gemüth einen Saamen des Bösen zurück; dieser bleibt, wann wir auch von ihnen weg sind, und kann nach einiger Zeit noch zum Treiben kommen. Hört man eine Symphonie, so trägt man die Melodie und den Wohlklang gleichsam in den Ohren mit weg; sie beschränkt unser ganzes Nachdenken und zieht das Gemüth von ernsthaften Beschäftigungen zurück. Eben so haften die Reden der Schmeichler und der Lobredner des Lasters, wann man sie auch nicht mehr höret. Es fällt dem Gemüthe nicht leicht, dieser schmeichelnden Töne los zu werden. Sie begleiten dasselbe, sie tönen immer fort, und stellen sich nach einer langen Zwischenzeit wieder ein. Man muß also sein Ohr schlimmen Vorspieglungen verschliessen und zwar gerade im Anfang. Wehrt man denselben im Anfang nicht und vergönnt ihnen nähern Zutritt, so werden sie immer verwegener. Dann kömmt es zuletzt dahin, daß man dergleichen anhören muß.

Ty=

Tugend, Philosophie, Gerechtigkeit, sind leeres Wortgepränge. Wohlleben, das ist Glückseligkeit; frey thun, was man gelüstet, sein anererbtes Gut geniessen, das heißt leben, das heißt sich erinnern, daß man sterblich ist. Unsre Tage fliessen dahin, das Leben läuft unwiederbringlich fort. Warum machen wir uns ein Bedenken, im Genuß des Vergnügens unsre Weisheit zu setzen, und unser jugendliches Alter, so lange Vermögen und Begierde darzu da ist, mit Freuden anzufüllen, die es doch nicht wird immer pflücken können? Kann darinn wol ein Vergnügen seyn, wann man durch eine eingezogene Lebensart dem Tode zuvoreilt, und sich alle die Freuden, die er uns entreissen wird, zum voraus untersagt? Du unterhältst keine Buhlerin, keinen Knaben, der diese zum Neide reizet. Du gehest jeden Tag nüchtern von Haus; du hältst so Mahlzeit, als wann du deinem Vater dein Ausgabbuch vorweisen müßtest. Das heißt nicht leben, das heißt ein trauriger Zuschauer seyn, wie andre das Leben geniessen. Welcher Unsinn ist es, durch eine genaue Verwaltung die Güter seines Erben zu vermehren, und sich alles zu versagen, damit man durch eine grosse Hinterlassenschaft sich einen

Freund

Freund zum Feinde mache? denn je mehr er daher zu erwarten hat, je mehr wird er sich über deinen Tod freuen. Alle jene strengen und finstern Sittenrichter, die immer das Leben andrer Menschen tadeln, und ihrem eignen feind sind, die das Publikum hofmeistern, must du nicht eines Hallers werth achten, und ohne Bedenken ein gutes Leben einem guten Namen vorziehn.

Dergleichen Reden anzuhören, muß man eben so sorgfältig vermeiden als Ulysses den Gesang der Syrenen scheuete, bey denen er nicht anders als fest angebunden vorbey fahren wollte. Sie besitzen eben dieselbe unselige Gewalt; sie können uns, wie sie, unserm Vaterlande, unsern Aeltern und Freunden, den Tugenden entführen, und schmettern die Unglücklichen, die ihnen Gehör geben, mit noch größrer Schande an die Klippen der Lasterhaftigkeit. Ist es nicht weit besser, wann man die Bahn des Guten und Rechtschaffenen betritt, und es dahin zu bringen trachtet, daß man an nichts Vergnügen findet, als was zugleich rechtschaffen ist. Und darzu werden wir gelangen, wann wir für ausgemacht annehmen, daß es zwoerley Arten von Gegenständen gebe, worvon die einen etwas an-

locken-

lockendes, die andern etwas abschreckendes haben. Zu den ersten gehören Reichthümer, Wohllüste, Schönheit, Ehrgeitz und alles andre, was uns durch seine Annehmlichkeiten und Reize schmeichelt. Zu den andern gehören Mühe, Tod, Schmerz, Schmach und ein dürftiger Unterhalt. Diese nicht zu fürchten, und jene nicht zu begehren, darinn sollen wir uns üben. Wir müssen diese Dinge auf eine entgegen gesetzte Weise bekämpfen; vor denen, die uns anlocken, müssen wir zurückweichen, und denen die auf uns losgegehen, muthig die Stirne bieten. Nimmt man doch auch eine ganz entgegengesetzte Stellung des Leibes an, je nachdem man aufwerts oder niederwerts steiget. Steigt man eine Höhe hinab, so beugt man den Cörper zurück, steigt man hinauf, so beugt man ihn vorwerts. Hingegen, wenn man hinabsteigt, die ganze Last des Cörpers vorwerts neigen, und wann man hinaufsteigt, dieselbe zurück halten, das heißt, mein lieber Lucilius, sich vorsetzlich in Abgrund stürzen. Zu den Wohllüsten steigt man herab, zu Beschwerlichkeiten und Widerwärtigkeiten muß man hinansteigen. Hier muß man den Leib fortstossen, dort denselben zurückhalten.

Allein da glaube nicht, ich halte nur die Reden derer für gefährlich für unsre Ohren, die der Wohllust Lobreden halten, und die vor dem Schmerz, der an sich selbst schon furchtbar genug ist, Schrecken einjagen. Auch die halte ich für schädlich, die unter dem Schein stoischer Grundsätze zum Laster aufmuntern. Man hört oft von ihnen; nur der wohlunterrichtete Weise ist ein Liebhaber; er allein versteht sich gehörig auf diese Kunst; eben so wie sonst keiner zu trinken und beym Gastmahl sich zu erlustigen weiß. Sollen wir untersuchen, bis auf welches Alter man der Liebe nachhängen solle? Allein dies wollen wir den Griechen überlassen, wo dergleichen Sitte ist. Wir wollen unser Ohr lieber solchen Sätzen gönnen.

Niemand wird durch einen Zufall tugendhaft; man muß die Tugend lernen. — Die Wohllust ist etwas niedriges und kleines. Man kann ihr nur einen mittelmäßigen Werth beylegen, zumahl sie den stummen Thieren gemein ist, und die geringsten und verächtlichsten Geschöpfe darauf erpicht sind. — Der Ruhm ist eitel und flüchtig, und veränderlicher als der Wind. — Die Armuth ist nur für

für den ein Uebel, der sich dagegen sträubt. — Der Tod ist kein Uebel. Was beklagt man sich? Er allein übt gegen das ganze menschliche Geschlecht ein gleiches Recht aus. — Der Aberglaube ist ein Irrthum voll Raserey: er fürchtet, wen er lieben sollte, und mißhandelt den Gegenstand seiner Ehrfurcht. Oder ist es nicht gleich viel, die Götter ganz zu läugnen, oder Böses von ihnen zu sagen? —

Das muß man lernen, das muß man sich tief einprägen. Die Philosophie soll niemals dem Laster Entschuldigungsgründe an die Hand geben. Der Kranke hat keine Hoffnung seiner Genesung mehr, wann ihn der Arzt selbst zu Ausschweifungen aufmuntert.

Noch einige Urtheile und Gedanken über Seneca und seine Moralphilosophie.

Um das, was ich von dem Character Seneca's, als Schriftsteller und als Sittenlehrer betrachtet, gesagt hatte, zu bestätigen und vielleicht bey einigen Lesern vollständiger und einleuchtender zu machen, will ich in der Kürze noch beyfügen, was in beyder Rücksicht ein sehr nützlicher, und bey der lesenden und studierenden Jugend mit Recht beliebter Schriftsteller, Herr Schröckh, in seiner allgemeinen Weltgeschichte von ihm gesagt hat.

“ Die Beredtsamkeit der Römer, die vor dem Augustus schon so hoch gestiegen war, hatte von seiner Zeit an nicht wenig zu leiden angefangen. Sie war nunmehr der Freyheit gröstentheils beraubt, auf deren Flügeln sie sich gleichsam ehemals hatte erheben dürfen. Die grossen Angelegenheiten und Geschäfte des Staats, bey denen sie sonst ihre vorzüglichste

lichste Stärke gezeigt hatte, konnte sie nur selten mehr und furchtsam berühren. Auch war sie nicht mehr, wie in frühern Zeiten, ein allgemeiner Eingang zu Ehrenstellen und Ruhm im Vaterlande. Dennoch blühte, ausser der gerichtlichen Beredtsamkeit, noch manche andre Gattung derselben, besonders in Schriften, bey den Römern. Es schien sogar, als wenn diese Kunst durch den Seneca bisher ungewöhnliche Annehmlichkeiten gewinnen und desto mehr Eindruck machen würde. Dieser gebohrne Spanier, der in seiner Kindheit bereits nach Rom gekommen war, hatte Beredtsamkeit, Philosophie und Rechtsgelehrsamkeit glücklich mit einander vereiniget, ꝛc.

" Neben seinem Betragen in verschiedenen Vorfällenheiten seines Lebens und besonders bey seinem Tode, trift man viele Ursachen, ihn zu bewundern, in seinen Schriften an. Da sind die wichtigsten Lehren von Gott, von seiner Vorsehung und seinem Willen an die Menschen auf eine würdige Art vorgetragen; wenn gleich Seneca die hellen und vollständige Begriffe von der Natur und den Eigenschaften Gottes nicht besitzt, deren sich Christen rühmen können. Vornehmlich aber hat er über die Sittenlehre, oder über

mancherley Verhalten und Pflichten der Menschen so richtig und nachdrücklich, so lebhaft, rührend und sinnreich geschrieben, daß man ihm, wenn man auf seinen ganzen Vortrag sieht, keinen andern Schriftsteller gleich schätzen kann. Man merkt nicht nur, indem man ihn lieset, daß seine Lehren wahr, nothwendig und vortreflich sind; daß er sie aus eigner starken Ueberzeugung und Hochschätzung niedergeschrieben hat, sondern man findet sie auch so schön ausgedrückt, daß man viele derselben mit Vergnügen wiederholt, und ohne Mühe im Gedächtniß behält. So wohl seine Abhandlungen als seine Briefe, sind mit diesen Lehren angefüllt, ꝛc.

" Solche treflichen Stellen über Denkungsart und Gesinnung, Sitten und Handlungen der Menschen giebt es unzählige beym Seneca; insonderheit auch in seinen Briefen. Die letztern enthalten noch ausserdem für Studierende, Gelehrte und Schriftsteller die nützlichsten Anweisungen, die sich selbst, und auch durch ihren Ausdruck selbst, empfehlen. „

" Nach dieser Beschreibung also von den Schönheiten der Gedanken und der Schreibart des Seneca, ist es glaublich, daß ihr ihn bald lieb gewinnen werdet. Wirklich lasen

auch

auch die jungen Leute zu Rom, so bald seine Schriften zum Vorschein gekommen waren, fast keine andern als diese. Und dennoch müßt ihr euch sehr in Acht nehmen, daß ihr keinen zu grossen Gefallen an denselben tragt, weil er gewisse, so zu sagen, süsse Fehler an sich hat, die eben so verführerisch als schädlich sind. Nicht alles was schön, sinnreich und angenehm ist, kann auch richtig, gründlich und brauchbar, heissen. Künstelt man zu sehr an dem Vortrag einer Lehre, so wird sie entweder dunkel und unverständlich, oder sie verliert etwas von ihrer Wahrheit, oder doch gewiß von der Stärke und dem Nachdrucke, den sie sonst haben würde. Das ist auch dem Seneca oft genug begegnet. Es kam aber bey ihm davon her, weil er mehr Witz und Einbildungskraft als scharfsinnige Beurtheilung hatte. Er dreht nicht selten einen Gedanken so lange auf alle Seiten, bis er fast in nichts, oder gleichsam nur in Staub verfliegt. Jeder Einfall, jede Aehnlichkeit von Bildern, oder jede kleine Verschiedenheit von Worten ist ihm zuweilen genug, sie hinzusetzen; ob er gleich die Sachen schon treffend und einnehmend genug gesagt hatte. Daraus entsteht eine Art von Wortgeklingel und

ein Spiel des Witzes. Beydes belustiget junge Leute sehr; denn sie sehen nur auf das Artige, nicht zugleich immer auf das wohl Ueberlegte und Nützliche. Wenn also Seneca zum Beyspiel sagt: Verbirg dich in der Musse! so ist dieses kurz und gut ausgedrückt. Man soll die erlangte Musse oder Freyheit von Geschäften in der Stille nützen, damit sie uns nicht, wenn wir dieselbe bekannt werden lassen, von andern geraubt oder doch verdorben werde. Wenn er jedoch hinzu setzt: Aber verbirg auch deine Musse selbst! so macht er damit nur ein leeres Geräusche. Er sagt dadurch nichts bessers, als das Vorhergehende war; ja nicht einmal etwas anders.„„

Hierüber will ich meinen jungen Lesern zwo Anmerkungen machen. Die eine ist. Da Seneca alles fast sinnreich und schön sagt, und dabey doch so vieles sagt, das unsrer Kenntniß und unsers Nachdenkens so würdig ist, so muß man, wie bey stark gewürzten Speisen, nicht zu viel auf einmal geniessen wollen! Man muß oft, aber niemals allzulange darinn lesen; und dann wird man denselben immer unterhaltend und lehrreich finden. Man findet alsdann Zeit seine Gedanken zu entwickeln und das Wahre sich tiefer einzuprägen.

Die

Die zwote Anmerkung ist diese. Reinigkeit des Geschmacks ist ein wichtliger Vorzug: Wann er, wie vielleicht nur zu oft geschiehet, nicht bloß täuschendes Gepränge und leere Ziererey ist. Allein, kein vernünftiger Mensch wird sich dadurch bewegen lassen, einen Schriftsteller, der reich an nützlicher Wahrheit und brauchbarer Lebensweisheit ist, darum nie zu lesen, noch zu studieren, weil einige Mängel der Schreibart darinn vorkommen. Man weiß, wie weit dieser eckle Geschmack einige berühmte Männer in Italien zur Zeit der Glaubensverbesserung gebracht hat. Sie hatten die claßischen Schriftsteller, und besonders den Cicero sich zum einzigen Muster menschlicher Vollkommenheit gewählet, wodurch ihr Geschmack nicht nur einseitig, sondern auch ihre Beurtheilskraft so mißleitet ward, daß sie an den Schriften der göttlichen Offenbahrung keinen Geschmack finden konnten; und so schöngeisterisch wurden, daß sie sich ein Gewissen machten, in ihren philosophischen und religiosen Grundsätzen etwas anders als richtig anzunehmen, als was inner dem Krais derjenigen lag, die sie zu Mustern der Sprache und des Ausdrucks sich gewählet hatten.

* * *

Diesem will ich noch ein zweytes Urtheil beyfügen, von einem Manne, der nichts verschweigt, was man zum Nachtheil der Philosophie des Seneca's sagen kann. —

“ Bey dem Seneca trift man zween Menschen an, der eine ist Träumer, der andre Philosoph. Er ist Grillenfänger, wenn er den Weisen als unverletzlich, fest in Gefahren, unerschütterlich in Verfolgungen, unempfindlich gegen Uebel abmahlet. Der Weise fürchtet nichts, er beklagt sich niemals. Er siehet den Weltbau über ihm einstürzen, und erzittert nicht. An einem unzugänglichen Ort ist er erhoben, er ist unabhängig, endlich ist er ein Gott.

Alles das ist erhitzte Einbildungskraft, unnützes Gerede, stolzes Geschwätz, Seneca will damit blenden. Er wird närrisch, seine Lebhaftigkeit reißt ihn hin, und er verliert alle gesunde Vernunft. Es ist falsch, daß der Tod, die Bande, das Feuer keine Uebel seyen. Gefangenschaft, Ketten, Armuth sind plagend, und die Menschen, wer sie auch immer seyen, sind gegen die Schmerzen empfindlich. Die Erfahrung zeiget es, und sie werden ihre Gesinnung hierüber niemals ändern.

Was

Was mich noch mehr von seiner Thorheit überzeugt, ist daß er, wo er dem Lucilius eine Reise erzählt, die er in einem sehr schlechten Fahrwerk machte, wo der Kutscher baarfuß nebenzu gieng, niemals sich entschliessen konnte, zu sagen, die Kutsche gehöre ihm zu. *) „Ich erröthete, sagt er, so oft ich jemand mit besserm Reisegeräthe antraf. Kann man da sich noch vorstellen, daß Seneca an seinen Weisen glaubte; er, der nicht Stärke genug hatte einer kleinen Beschämung zu widerstehen?

Ein anders Stück seiner Thorheit. In dem 99sten Brief tröstet er den Marulus über den Tod seines Sohns, und unterm trösten macht er ihm Vorwürfe, darüber so empfindlich betrübt zu seyn. **Warum**, sagt er, **zeiget ihr so viel Schwachheit bey dem Tode euers Sohns, wie wurdet ihr euch betragen, wann ihr einen Freund verloren hättet?** In dem Herzen eines vernünftigen Vaters muß ein Sohn und ein Freund ganz verschiedene Stellen einnehmen.

In ebendemselben Brief bringt er über die Freundschaft eine ähnliche Träumerey vor; **wann ihr einen Freund verliert, solltet** ihr

*) Brief 87.

ihr euch eher freuen, ihn besessen zu haben, als über seinen Verlust euch betrüben. — Wenn man einen todten Freund vor Augen siehet, muß der Schmerz gar klein seyn, wann solche Tröstungen etwas vermögen sollen.

Wann ein Naturlehrer von der Cörperwelt schwatzt, mag er wohl Träumereyen unter seine Lehren mischen, er mag unsern abstracten Betrachtungen solche Ideen vorlegen, die er gut findt; aber wann ein Philosoph uns von der Tugend unterrichtet, von der Art Uebel zu ertragen, von den Mitteln seine Leidenschaften zu mäßigen, dann muß er die menschliche Schwachheit in Anschlag bringen, und eine Tugend lehren, die sich für sie schicket, ohne seine Einbildung zu weit ausschweifen zu lassen. So viel von Seneca dem Träumer. Lasset uns itzt von Seneca dem Philosophen reden.

Wann er uns in dem 88sten Brief überzeugen will, wie unnütz viele von unsern Kenntnissen seyen, sagt er; „Wann ich auch das „Alter des Patroklus und des Achilles auf „das genaueste wüßte, verdiente ich deswegen mehr Hochachtung? und würden wir „nicht weiser daran handeln, wann wir unsern

„sern eignen Verirrungen einmahl ein Ende
„machten, als daß wir uns nach den Irr=
„salen des Ulysses erkundigen? Man lehre
„mich mein Vaterland, meine Gattin, mei=
„nen Vater lieben, und alle Hindernisse über=
„winden, um ihnen meine Liebe zu bezeu=
„gen. — Ihr lehret die Uebereinstimmung
„verschiedener Töne; helfet mir vielmehr
„meine Seele mit der Tugend in Ueberein=
„stimmung bringen. Der Feldmesser leh=
„ret die Grössen abmessen, allein ich wollte
„lieber lernen, was für Gränzen ein weiser
„Mann seinen Leidenschaften setzen solle, etc.
„Ihr lehret mich, wie ich keinen Fuß breit
„Landes verlieren könne; allein ich wünschte
„zu lernen, wie ich alles verlieren könnte,
„ohne mich dem Schmerz zu überlassen.„

„Schreibet, sagt er dem Lucilius, die
„guten Räthe auf, die man euch giebt, um
„sie hernach zu lesen. Alles was ihr vorneh=
„met, habe eine Beziehung auf eure Beleh=
„rung. Studieret, nicht um mehrers zu
„wissen, sondern um bessre Thaten zu ver=
„richten.“

Da lehrt er allerdings eine Tugend, die allen Menschen angemessen ist. Jeder vernünftige Mensch muß denken wie Seneca,

„daß

" daß achtzig Jahre gelebt zu haben, nichts nütze, wann man sie im Müßiggang zugebracht habe; — daß es nicht von uns abhängt lange zu leben, daß es aber von uns abhängt recht zu leben. „ —

Wann er in dem 94sten Brief von dem Marius redet, der den Jugurtha durch die Wüsteneyen Africa's verfolgte, sagte er: „ Marius führt die Armee, und der Ehrgeitz „ führte den Marius. Während dem die Ehrgeitzigen die Welt erzittern machen, werden „ sie selbst von der Heftigkeit ihrer Leidenschaften herumgeworfen: sie gleichen den Windwirbeln, die sich selbst herumdrehen, und „ alles das, was sie mit sich fortreissen, mit „ so viel größrer Macht im Wirbel drehen, „ weil nichts im Stand ist sie aufzuhalten. „

Auch dieses in dem 95sten Brief ist bewunderswürdig schön: „ Wollet ihr, sagt „ er, daß die Götter euch günstig seyen. „ Seyd rechtschaffen. Wer die Götter nachahmet, verehret sie, indem er sie nachahmet. "

Und im 93sten Brief. „ Wir lästern alle „ Augenblicke die Vorsehung. Gleich als ob „ sie uns von ihrem Verfahren Rechenschaft „ schuldig wäre, fragen sie mit Tadel; warum

„ rum ist dieser Mensch in der Blüthe seines
„ Alters gestorben? Und warum läßt sie je-
„ nen sich so lange mit einem beschwerlichen
„ Leben schleppen.“

Unter denen, die den Seneca lesen, loben ihn die einen über alles, und die andern tadeln ihn über alles ohne Unterschied.

Menschen von lebhafter Einbildungskraft bewundern seinen Weisen, wegen der übertriebenen Tugenden, die er ihm beylegt. Dies Gemählde sympathisiert mit ihren lebhaften Vorstellungen, sie bilden sich daraus einen schimmernden Gegenstand ihrer fruchtlosen Betrachtung. Die andern wollen seine sinnreichen Einfälle nicht von dem übrigen absondern, und verdammen dann alle seine Maximen. Auf beyden Seiten ist Vorurtheil. Seneca besitzt eine unendliche Anzahl richtiger Urtheile, deren Befolgung wahrhaft weise macht. Es ist da nicht seine erhitzte Einbildungskraft, die redet, es ist die Vernunft, es ist der gesunde Menschenverstand, und fast hätt' ich gesagt, es ist die Religion, die redet.

Es ist Stolz, sagt man, der ihn so reden läßt. Und wann nun seine Worte mehr von seinem Stolz als von seinem Eifer herkämen, sind sie weniger nützlich? Ich übe sie aus,

ohne

ohne ihren Grundquell in dem Herzen dieses Philosophen aufzusuchen.

Man mag endlich die Lehrsätze des Seneca für ein gefährliches Gift ausgeben; so kann ein wohlzubereitetes Gift ein heilsames Arzneymittel abgeben. „

So urtheilt ein witziger, heutiger Epikureer, und doch wird man, wann man das, was St. Evremont zum Nachtheil und zum Vortheil des Seneca sagt, gegen einander abwiegt, finden, daß Seneca nichts dabey zu verlieren hat. Was ihm am meisten zur Last gelegt wird, ist Schwärmerey. Oder der Enthusiasmus für Tugend und Rechtschaffenheit, für höhere und geistige Vorzüge, für unsichtbare Schönheit, und für das Göttliche in der menschlichen Natur. Und eben diese Classe Leute können doch den Enthusiasmus für Liebe und Wein so wohl begreifen. Ihre Reden und Schriften sind so voll davon. Und so bald von Enthusiasmus für Religion und Tugend die Rede ist, rufen sie; erhitzte Einbildungskraft, Schwärmerey! Zwo Bitten mögte man an solche Leute thun. Die eine, daß sie das, was Herr Plattner in seinen vortreflichen Aphorismen vom Enthusiasmus sagt, beherzigen oder widerlegen mögten, wann er so gar behaup-

tet,

tet, daß keine menschliche Tugend ohne Enthusiasmus möglich sey. Das andre, daß sie die Beyspiele in der Geschichte erklären, wo Menschen sich zu einer solchen Höhe von Unerschrockenheit, Standhaftigkeit, Heiterkeit und Ruhe des Geistes unter Gefahren, Verläumdungen, Lästerungen, Feindseligkeiten ꝛc. emporgeschwungen, und sich darinn erhälten haben, die derjenigen ähnlich kömmt, oder sie noch übertrift, wo sie Schwärmerey! zu rufen pflegen. Bis sie dieses gethan, wird man ihnen ihren Unglauben an die Stärke und Wirksamkeit religioser und moralischer Grundsätze überlassen müssen; sich aber dadurch an der Ueberzeugung, die Erfahrung und Nachdenken über die menschliche Natur und ihre höhere Unterstützung an die Hand giebt, sich nicht irre machen lassen.

Endlich treffen die Vorwürfe, die von St. Evremont dem Seneca gemacht werden, nicht ihn allein, sondern die ganze stoische Philosophie. Und daß diese Mängel hatte, daß gewisse Lehrsätze in derselben entweder mangelten, oder nicht mit der Deutlichkeit, Gewißheit und dem Nachdruck vorgetragen, nicht so auf menschliche Gesinnungen und Handlungen angewandt worden, wie man hätte er-

war-

warten sollen, und wie es itzt geschiehet, nachdem man eine reinere, höhere und gesunde Sittenlehre kennen gelernt hat, die auf hellern und wirksamen Grundsätzen beruhet; daß auch Lehren und Vorschriften, wie zum Beyspiel, vom Selbstmorde darinn vorkommen, die sich bey dem Lichte höhrer moralischen Kenntnisse, nicht rechtfertigen lassen, das wird jeder eingestehen, der für stoische Philosophie nicht partheyisch ist.

Indessen bleibt es ein von vielen erleuchteten und rechtschaffenen Männern anerkannter Vorzug dieser Philosophie, daß sie der Tugend und Rechtschaffenheit unter den menschlichen Gütern den ersten Rang anweiset, und die Kenntniß der Natur des Menschen und seiner Handlungen wird es jedem redlichen Nachforscher bestätigen, daß sinnliche und geistige Vergnügungen, Reichthümmer nnd Ehren und alle Freuden des Lebens nur unter der Leitung der Tugend und bey Befolgung ihrer Vorschriften ihren wahren Werth erhalten, und auf die beste Art genossen werden. Da nun diese Sittenlehre von diesem Grundsatze ausgehet, ungeachtet sie denselben zu weit treibet, so ist es natürlich, daß sie mehr als keine andre in ihren Vorschriften und Urtheilen

len mit dem übereinstimmen muß, was bey dem Lichte der neuern Philosophie über das sittliche Verhalten der Menschen gelehret worden.

Es ist auch merkwürdig, daß Kennern, Freunden und Feinden der göttlichen Offenbarung keine Lehrsätze alter Philosophen dieser vom Himmel gekommenen Weisheit so nahe zu kommen geschienen haben, als eben die Stoischen. Der berühmte Herr Brucker hat in seiner philosophischen Geschichte und in einer besondern Abhandlung in der Tempe Helevet. den Seneca und Antonin in den Verdacht bringen wollen, als ob sie Schriften und Lehrsätze der Offenbarung benutzet und ihr Lehrgebäude daraus bereichert, die Quellen aber, woraus sie ein ihre Vorgänger übertreffendes Licht geschöpft, undankbar verschwiegen hätten. Der Vorredner zu einem Auszug einer französischen Kirchengeschichte hat dem Lichte, das die stoische Philosophie in dem Römischen Reiche verbreitet, die willige Aufnahme und geschwinde Ausbreitung der christlichen Religion eben wegen des vielen, das sie mit dieser Philosophie gemein hat, zuschreiben wollen.

Auffallend ist es, wie groß die Aehnlichkeit von verschiedenen Grundbegriffen und sitt-

lichen Vorschriften der göttlichen Offenbarung und des Stoicismus, besonders bey dem Seneca, ist; ich weiß auch nicht, ob es schon von andern bemerkt worden, daß auch in der Art, wie sie ausgedrückt sind, in den Bildern, darinn sie vorgetragen werden, oft eine bewundernswürdige Aehnlichkeit vorkömmt. Ich dachte es der Mühe werth, meinen Lesern eine Sammlung von Parallelstellen zum Nachdenken vorzulegen.

* * *

Seneca. Nur ein reines und schuldloses Gemüth kann Gott fassen.

Nur Entfernung vom Bösen macht das Gemüth fähig zur Kenntniß himmlischer Dinge und würdig zum Umgange mit Gott.

Matth. V. 8. Selig sind die reines Herzens sind, denn sie werden Gott anschauen.

Seneca Epist. 108. Mäßigung ist allerdings schwerer als völlige Enthaltung; denn es giebt Dinge, die man mit leichtrer Mühe sich gänzlich abschneidt, als aber sich dabey gewisse Gränzen setzt.

Ep. 51. Wirf alles das weg, was dein Herz zerfleischt; wann du es nicht anders los-

wer-

werden kannst: Solltest du auch selbst dein Herz damit aus dem Leibe reissen.

Matth. V. 29. 30. Aergert dich dein rechtes Aug, so reiß es aus und wirf es von dir. Aergert dich deine rechte Hand, so haue sie ab und wirf sie von dir. Denn es ist dir besser, daß eines deiner Glieder verloren gehe, damit nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde.

Seneca von Wolth. III. 26. Siehe die Sonne gehet den Lasterhaften auf, und die Meere stehen den Seeräubern offen.

Matth. V. 45. Der Vater im Himmel läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Fromme, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte.

Seneca Brief 95. Ist es denn etwas grosses, wann man dem nicht schadet, dem man nützlich zu seyn verbunden ist? Gewiß, ein grosses Verdienst, wann ein Mensch mit seinem Nebenmenschen gelinde verfährt! Soll man ihm darüber noch Vorschriften geben, daß er einem Schiffbruchleidenden die Hand darstrecke, dem Irrenden den Weg zeige, mit dem Hungrigen sein Brod theile? Wir sind alle Glieder eines grossen Körpers. Die Natur selbst stiftete zwischen uns eine Verwandt-

schaft, da sie uns in Absicht auf unsern Ursprung und unsre Bestimmung gleich machte.

Matth. V. 46. 47. Wann ihr nur diejenigen liebet, so euch lieben, was habet ihr für Belohnung? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und wann ihr euch nur gegen eure Brüder freundlich bezeiget, was thut ihr sonderliches? Machen es nicht auch die Zöllner also?

I. Cor. XII. Es sind der Glieder viele, aber nur ein Leib. Es kann das Aug nicht zu der Hand sagen ꝛc.

Seneca vom glückl. Leben, 27. Die Hitzblattern nehmet ihr an andern wahr, und seyd doch selbst mit häufigen Geschwüren überdeckt.

Matth. VII. 3. Was siehest du den Splitter, der in deines Bruders Auge ist, und wirst in deinem eigenen Auge des Balken nicht gewahr? ꝛc.

Seneca Ebend. 2. Das Loos der Menschheit ist nicht so gut, daß das Bessere auch dem grössern Theil der Menschen gefalle. Wann etwas bey dem grossen Hauffen gilt, so kann man sicher denken, es sey in hohem Grade schlecht.

Matth. Ebend. v. 13. Die Pforte ist weit und der Weg ist breit, der zur Verdammniß füh-

führet, und ihrer sind viele, die denselben gehen.

Seneca Epist. 87. Gutes kann so wenig aus Bösem entstehen, als Feigen am Olivenbaum wachsen können.

Ebend. v. 16. Kann man wohl von Dornen Trauben lesen, oder Feigen von den Disteln? Also ein jeglicher guter Baum bringt gute Früchte, und ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen.

Seneca Epist. 122. Einem bösen Gewissen ist das Licht beschwerlich.

Joh. III. 20. Wer Böses thut, hasset das Licht.

Seneca beym Lactanz. Wollet ihr euch Gott denken, wie er groß und zugleich gnädig, wie er bey gemilderter Majestät gütig gesinnet und immer hülfreich ist, so müsset ihr euch nicht vorstellen, daß man ihn mit Opfern und vielem Blutvergiessen verehren müsse. Denn was kann das Abschlachten ihm für Vergnügen bringen? Nein, mit einem reinen Herzen, mit Tugend und Rechtschaffenheit ehret man ihn. Man muß nicht Steine aufhäuffen, um ihm einen Tempel zu erbauen. Ein jeder muß ihn in seiner eigenen Brust heiligen.

Johann. IV. 24. Gott ist ein Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geiste und in der Wahrheit anbeten.

Seneca. Dem Nothleidenden werd' ich zu Hülfe eilen; doch so, daß ich nicht selbst umkomme; es sey dann, daß ich durch meinen Untergang das Leben eines grossen Mannes, oder die Erhaltung einer wichtigen Sache erkaufe.

Röm. V. v. 8. Nun stirbet nicht leicht jemand für einen gerechten Menschen; für einen Wohlthäter dürfte vielleicht noch einer zu sterben den Muth fassen.

Seneca vom Zorn II. 32. Es ist rühmlich, Wohlthaten mit Wohlthaten zu erwiedern; aber nicht eben so rühmlich erlittenes Unrecht mit Unrecht zu vergelten. Dort ist überwunden werden schändlich, hier aber überwinden.

Röm. XII. 17. 21. Vergeltet niemand Böses mit Bösem. — Laß dich nicht das Böse überwinden (wieder Böses dem andern zu erweisen): sondern überwinde du das Böse mit Gutem.

Seneca Epist. LXXIX. Die Tugend vergilt die ihr bewiesene Treue jedem im Leben und im Tode.

I. Thimoth. IV. 8. Die Gottseligkeit hat

Ver-

Verheissungen des gegenwärtigen und zukünftigen Lebens.

Seneca, Epist. 75. Nicht der ist glücklich, der dieses alles weiß, sondern wer es thut.

Jak. I. 25. Der Thäter des Werks wird in seinem Thun selig seyn.

Seneca, von der Vorseh. Zwischen rechtschaffenen Männern und Gott ist Freundschaft durch Vermittelung der Tugend.

Jak. II. 23. Abraham glaubte Gott, das ward ihm als Vollkommenheit angerechnet, und er hieß ein Freund Gottes.

Seneca, von Wohlth. II. 29. Jeder, der von dem Loos der Menschheit zu geringe denkt, erwäge, wie viel unser Vater uns zugetheilet hat; wie wir Menschen weit größre Thiere unter das Joch bringen, schnellere einholen; kurz, nichts Sterbliches ist, das nicht unsrer Gewalt unterworfen ist.

Jak. III. v. 7. Man kann die schädlichen Eigenschaften aller Theire, sie mögen in der Luft, oder auf der Erde, oder in dem Meere sich aufhalten, bändigen, und sie sind auch durch die Geschicklichkeit der Menschen gebändiget worden.

Seneca, Epist. 101. Wie thörigt ist es,

seine ganze Zeit auf die Geschäfte zu vertheilen, wann wir nicht einmal Herr von dem morndrigen Tage sind! Wie groß ist die Thorheit derer, die weit aussehende Hoffnungen fassen! Ich will einkaufen, bauen, Holz fällen, eintreiben. — Und doch soll von der Zukunft niemand sich etwas sicheres versprechen.

Jak. V. v. 13. Nun wende ich mich noch an euch, die ihr die Sprache jener Thoren führet; Heut oder Morgen will ich in die Stadt ziehen, da will ich ein Jahr bleiben, um die oder jene Geschäfte zu machen, dabey ich zu gewinnen gedenke. O was wollet ihr doch von dem Schicksal des folgenden Tages wissen? Was ist denn euer Leben? ꝛc.

Seneca, von der Vorseh. IV. Wer Gott wohl gefällt, wen er liebt, den härtet er ab, den läßt er durch die Musterung gehen, und übet ihn.

Hebr. XII. 6. Wen der Herr lieb hat, den züchtiget er; er geisselt aber einen jeden Sohn, den er aufnihmt.

Seneca, Epist. 95. Gott bedarf keiner Diener; dienet er doch selbst dem menschlichen Geschlechte, und ist aller Orten und bey jedem zugegen.

Apost.

Apost. Gesch. XVII. 25. Gott wird nicht von Menschen Händen gedienet, als wenn er etwas bedörfe, weil er selbst allen das Leben, den Athem und alles giebt.

Seneca, Epist. 108. Je mehr das Gemüth des Lernjüngers auffaßt, je mehr wird es sich erweitern.

Matth. XXV. v. 29. Einem jeden, der da hat, wird gegeben werden, und er wird überflüßig haben.

Seneca, Epist. 28. Die Kenntniß der Sünde ist der Anfang des Heils.

Hiob, XXVIII. Vom Bösen weichen, ist Verstand.

* * *

Bey den wenigen Spuren, die uns die Geschichte an die Hand giebt, wird es schwer seyn, diese auffallende Aehnlichkeit anders zu erklären, als daher, weil vernünftiges Nachdenken über die Natur des Menschen und seine Bestimmung, über die Folgen menschlicher Handlungen, über das, was ein aufmerksamer Beobachter in seinem Innern und in der Welt um sich bemerkt, nothwendig zu solchen Regeln des Verhaltens und zu solchen Gedan-

danken über den Gang der Vorsehung führen müssen, die jene Aussprüche übermenschlicher Weisheit, und jene Belehrungen, die die göttlichste Menschenliebe auf die Erde herab brachte, allemal bestätigen und rechtfertigen müssen.

Einer der scharfsinnigsten Philosophen Deutschlands, dem es ungeachtet der Revolutionen in der Philosophie immer viel zu danken hat, machte daher die Anmerkung bey seinen Untersuchungen über moralische Lehren, " daß das für ihn immer die süsseste Belohnung gewesen, wann er dabey einsehen gelernet, wie alles das beschwerliche und lästige, was auf der engen und rauhen Bahn der Rechtschaffenheit verzärtelten Gemüthern so grossen Schrecken einjagt, das aber nichts desto weniger von dem göttlichen Erlöser eingeschärft wird, nicht nach blinder Willkühr so geordnet sey, noch vielweniger zur Absicht habe den Freunden der Tugend wehe zu thun, sondern daß dies alles mit der menschlichen Glückseligkeit in so enger Verbindung stehe, und mit der Beseligung der Menschen durch die schönsten Bande so genau verflochten sey, daß menschliche Vernunft bey ihren eingeschrankten und schwachen Einsichten dennoch

diese Verknüpfung einsehen, bewundern, und desto williger sich in dem Willen des besten Vaters der Menschen beruhigen kann.„

Daß Seneca von den reinern Begriffen des Christenthums über die Verhältnisse des Menschen gegen Gott und die daher fliessenden Pflichten etwas gehört habe, mögte übrigens so ganz unwahrscheinlich nicht scheinen, wann man sich dessen erinnert, was die Geschichte sagt, daß Paulus sich lange Zeit in Achaja aufgehalten, wo Gallio, der ältere Bruder unsers Seneka's, der sonst Novatus hieß, Statthalter war, der auch, als die Juden zu Corinth Paulus verfolgten und vor seinem Richterstuhl verklagten, kein Werkzeug der Unterdrückung seyn wollte, vielmehr schöne Proben seiner toleranten Denkensart ablegte; ferner, daß diesem Apostel bey seinem ersten Aufenthalte zu Rom im 61sten Jahr Christi, mit vieler Gelindigkeit begegnet worden, die theils dem Bericht des Festus, theils aber auch dem Hauptmann Julius zuzuschreiben war. Und daß er auf Veranstaltung des letztern nicht mit den übrigen Gefangnen in das gemeine Gefängniß gelegt, sondern von dem Präfectus des Prätoriums, der damals Afranius Burrhus war, der neben Seneca die

Auf-

sicht über die Jugend des Nero gehabt hatte, die Erlaubniß erhielt, unter der Aufsicht eines Soldaten in einem Privathause zu bleiben. Paulus blieb damals zwey Jahre zu Rom, und als er seinen Brief an die Gemeine zu Philippen schrieb, waren schon verschiedene angesehene Personen an dem Kaiserlichen Hof von ihm zum Christenthum bekehrt worden. Bey seinem zweyten Aufenthalt und Gefangenschaft zu Rom, war nach der Erzählung des **Diacon Euthalius** die Ursache seiner Hinrichtung, daß er den Mundschenk des Nero im Christenthum unterrichtet. Andre sagen, erzählt Euthalius, Paulus habe eine der Beyschläferinnen des Nero unterrichtet, dem auch Johann Chrysostomus Zeugniß gebe; Er habe nemlich eine vorzüglich geliebte Beyschläferin des Nero überredt, den Christlichen Glauben anzunehmen, und sich zugleich alles unreinen Umgangs mit Nero zu enthalten. Nero habe Paulus deswegen einen Verführer und verderblichen Menschen geheissen; ihn binden, und ins Gefängniß werfen lassen, da er ihn aber dadurch nicht abhalten können, diesem Mädgen ferner Rath zu ertheilen, habe er zuletzt befohlen dem Paulus den Kopf abzuschlagen.

Sol-

Solche Vorfälle, besonders die frühern, mögten doch Seneca gereitzt haben, um die Begriffe und Lehrmeynungen dieser Parthey sich zu erkundigen, und die Briefe zwischen Paulus und Seneca, die freylich offenbar das Gepräge der Erdichtung tragen, müssen sich doch immer auf eine Sage gründen, daß zwischen beyden einige Bekanntschaft vorgewaltet habe: so daß vielleicht Seneca von den Lebensmaximen und den Lehren über Gott, die Jesus selbst und seine Jünger in der Welt ausbreiteten, mögte gehört, es mit seinem philosophischen System verwebt und der Wahrheit, so weit sie ihm einleuchtete, beygepflichtet haben, ohne daß er deswegen mit dem Christenthum besonders als Religionsparthey sich weiter abgegeben hätte. In einer Stelle bey dem Augustinus sagt er von den Juden, zu denen sie damals die Christen auch zählten; die Gebräuche dieses Volks haben sich auf der ganzen Erde ausgebreitet, und nachdem die Juden besiegt worden, haben sie nun die Sieger ihren Gesetzen unterwürfig gemacht. Woraus allezeit so viel erhellet, daß die Christen seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Fast aber völlig unwahrscheinlich ist es, daß die stoische Philosophie der Aufnahme des

Chri-

stenthums anders als äusserst mittelbar den Weg gebahnet habe. Diese Philosophie war gar nicht unter dem Volke gemein; sie war das Eigenthum weniger Weisen. Diese sahen das Juden- und Christenthum nicht als eine Philosophie-Schule, sondern als eine Art Aberglauben und Religionspartheÿ an; die Leute, die sich darzu bekannten, waren meistentheils auch nicht von solchem Ansehn, und äusserlichem Rufe, daß sie stoische Weisen sehr gelockt hätten; man sieht auch, daß Antonin von den Christen und ihrer Lehre verächtliche Begriffe gefasset, und über die wahren Lehren derselben besser berichtet zu werden, sehr nöthig hatte. Das Christenthum, so wohl es sich mit allem was gut, wahr und rechtschaffen ist, verträgt, war und bleibt doch größtentheils noch immer das Theil, die Stütze und der Trost derer, die den Sinn edler Einfalt haben, die von der Welt verachtet oder verfolgt sind, weil sie ihrer nicht werth ist.

Anmerkung zur 160sten Seite.

Wann Seneca behauptet, wenn uns viele Dinge begegnen, die unsre Ruhe stören, so sey es Pflicht, den Faden des Lebens abzureissen: so widerspricht er den eignen Grundsätzen der Stoiker, da sie sagen, das Gute und Böse bestehe allein in solchen Dingen, die völlig in unsrer Gewalt sind, im Begehren und Verabscheuen, dieses aber könne kein äusrer Gegenstand von uns erzwingen, es könne uns also auch nichts hindern, tugendhaft zu seyn. Kann man aber nicht verhindert werden, das zu verrichten, was man für gut erkannt? Allerdings, aber darinn besteht ja nicht eigentlich die Tugend, die nach stoischen Lehren durch nichts kann genommen, durch nichts in ihrem Laufe kann gehindert werden. Man müßte beweisen, daß es Fälle gebe, in denen man seine Pflichten zu erfüllen, kein ander Mittel finden könne, als sich selbst des Lebens zu berauben; solche Fälle aber sind sehr selten, und noch nicht aufgezeigt worden. Nebendem sind alle äussere Dinge, Gesundheit, Krankheit, Schmerz, Vergnügen, keine wahre Güter und Uebel, sie können also nicht hinlängliche Ursachen werden, sich das Leben zu nehmen, da sie nicht glücklich, auch

nicht unglücklich machen. Die Standhaftigkeit und Geduld sind Tugenden, die der Weise nothwendig und unaufhörlich besitzet; diese befehlen ihm, alles Ungemach zu ertragen, sich durch keine Unfälle des Lebens aus seiner Fassung bringen, und zum Selbstmorde bringen zu lassen. Endlich der Weise ist allezeit vollkommen glücklich, und kann durch nichts in seiner Zufriedenheit gestört werden; ein Glücklicher aber hat keine Ursache, das Leben sich zu nehmen, er muß es vielmehr wegen seiner Selbstliebe so lange zu erhalten suchen, als es nur immer möglich ist. ꝛc. Siehe hierüber D. Tiedemanns System der stoischen Philosophie. IIIter Theil, S. 315 = 21. wo dieser Widerspruch weitläuftiger ausgeführt ist.

Ende.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nüscheler, Felix

L. A. Seneca der Sittenlehrer nach dem Character seines Lebens und seiner Schriften entworfen

Bd.: 1

Zürich 1783

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.o.591-a(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426235-6
VD18 15513351-001